



Aufgelassene bulgarische Grabsteine Trikeri, Griechenland

Nr. 50/51 / Jahrgang 24 / 2010
Beiträge zur katholischen Erwachsenenbildung

Alle meine Füllfedern haben aufgehört zu schreiben ...

Dokumentation zum 1. Literaturpreis



**Katholische Erwachsenenbildung
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.**

Alle meine Füllfedern haben aufgehört zu schreiben ...

Dokumentation zum 1. Literaturpreis



**Katholische Erwachsenenbildung
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.**

Stuttgarter Hefte
Beiträge zur Katholischen Erwachsenenbildung

Herausgeber: Katholische Erwachsenenbildung
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.
Jahnstraße 30, 70597 Stuttgart

Redaktion: Susanne Staerk

Texterfassung: Katarzyna Pregitzer

Druck: Druckerei Marquart GmbH,
88326 Aulendorf

Das Copyright liegt bei den Autorinnen & Autoren.

Liebe Leserin, lieber Leser,

mit dieser Ausgabe der „Stuttgarter Hefte. Beiträge zur Katholischen Erwachsenenbildung“ halten Sie die Dokumentation des 1. Literaturpreises der keb Katholische Erwachsenenbildung Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V. in der Hand.

Hintergrund der Ausschreibung war die Ausstellung „Noch mal leben...“ von Beate Lacotta und Walter Schels, die vom 1. November bis zum 20. Dezember 2009 im Haus der Katholischen Kirche in Stuttgart stattfand.

230 gültige Einsendungen, zum großen Teil von hoher Qualität, hatte die Preisjury zu lesen. Die Entscheidung war alles andere als einfach. Schließlich kristallisierte sich doch eine einstimmige Entscheidung für die drei Preisträgerinnen heraus.

Der Jury gehörten an:

- Ingrid Abele, Lektorin, jetzt Osiandersche Buchhandlung Tübingen
- Gabriele Pennekamp, Germanistin und Vorsitzende der keb Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.
- Dr. Michael Kessler, Germanist und Theologe, Direktor des Instituts für Fort- und Weiterbildung
- Dr. Michael Krämer, Literaturwissenschaftler und Theologe, Leiter der keb Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.

Die Zahl der Einsendungen und ihre Qualität haben uns Mut gemacht, diesen Literaturpreis in Zukunft im Zwei-Jahres-Rhythmus auszuschreiben. Die Ausschreibung des nächsten Preises wird also im Januar 2011 erscheinen.

In diesem Heft finden Sie:

- die Ansprache der Vorsitzenden
- die Laudatio
- die Beiträge der drei Preisträgerinnen
- weitere 14 Beiträge, die wir gern auch gepriesen hätten
- sowie die biobibliographischen Angaben zu den Autorinnen und Autoren.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.

Dr. Michael Krämer
Leiter

Vorwort	3
Einladung und Programm	7
Begrüßung	9
Laudatio	11
Die ausgezeichneten Texte	17
Christiane Geiser	17
Ilsa Knoll	21
Margret Küllmar	25
Weitere Texte	27
Oskar Ansell	27
Renate Axt	28
Peter Baumhauer	29
Anne Bendig	30
Delia Esian	31
Rita Falkenstein	32
Marion Gay	34
Manfred Klinkebiel	36
Tabea Petersen	37
Elena Raulf	39
Sonja Viola Senghaus	40
Christiane Sprinz	41
Michael Starcke	43
Sarah Wedler und Nadine d'Archart	44
Inken Weiland	46
Raoul Zimmer	47
Bio-Bibliographie	51
Stuttgarter Hefte	61

Sehr geehrte Damen und Herren,

wir laden herzlich ein zur Verleihung des

1. Literaturpreises
der
Katholischen Erwachsenenbildung
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.

210 Autorinnen und Autoren haben bis zum 6. Oktober ihre Beiträge eingereicht. Die Wettbewerbsjury, bestehend aus vier Mitgliedern, zwei Frauen und zwei Männern, hat aus diesen Beiträgen drei Preisträgerinnen ausgewählt.

Das Thema des Literaturpreises war der Titel der momentan im Haus der katholischen Kirche laufenden Ausstellung: „Noch mal leben ...“. Im Rahmen dieser Ausstellung findet auch die Preisverleihung statt.

Ziel des Wettbewerbs war, einer Sprache auf die Spur zu kommen, die es auch unter gegenwärtigen Bedingungen ermöglicht, sensibel und aufrichtig vom Sterben und vom Tod zu sprechen.

Die Preisträgerinnen sind anwesend.

Katholische Erwachsenenbildung
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.
Jahnstraße 30
70597 Stuttgart
Telefon: 0711/97 91-211
E-Mail: keb@bo.drs.de

Programm

- ▶ Begrüßung
Gabriele Pennekamp, Vorsitzende der keb Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V
- ▶ Musik:
Es spielt das Duo Appassionato
- ▶ Vom Tod sprechen heißt vom Leben sprechen
Eine Laudatio
Dr. Michael Krämer
Leiter der keb Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V
- ▶ Musik:
Es spielt das Duo Appassionato
- ▶ Lesung der 1. Preisträgerin
Christiane Geiser, Wil/Schweiz
- ▶ Musik:
Es spielt das Duo Appassionato
- ▶ Lesung der 2. Preisträgerin
Ilsa Knoll, Bad Waldsee
- ▶ Musik:
Es spielt das Duo Appassionato
- ▶ Lesung der 3. Preisträgerin
Margret Küllmar, Fritzlär
- ▶ Musik:
Es spielt das Duo Appassionato
- ▶ Verabschiedung
Gabriele Pennekamp, Vorsitzende der keb Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V

Der Eintritt zur Preisverleihung ist frei.
Um Anmeldung wird gebeten.

Organisatorisches

Datum: 15. November 2009
Zeit: 18.00 Uhr bis 20.00 Uhr
Ort: Haus der katholischen Kirche,
Königstraße 7 (neben der Domkirche
St. Eberhard), 70173 Stuttgart

Veranstalter

keb Katholische Erwachsenenbildung
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.

Anmeldung

Mit beiliegender Karte, telefonisch oder
per Email

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

zu unserer kleinen Feier anlässlich der Verleihung des ersten Literaturpreises der Katholischen Erwachsenenbildung Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V. begrüße ich Sie sehr herzlich.

Ein besonderes Willkommen gilt unseren drei Preisträgerinnen Christiane Geiser aus Wil in der Schweiz, Ilsa Knoll aus Bad Waldsee und Margret Küllmar aus Fritzlar. Wir freuen uns, dass Sie heute Abend bei uns sind und dass Sie nachher Ihre Texte lesen werden.

Ganz herzlich begrüße ich auch das Duo *Appassionato*, Frau Herter und Frau Schüler.

Zunächst möchte ich mich vorstellen: Ich bin Gabriele Pennekamp, die Vorsitzende der Katholischen Erwachsenenbildung Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V. – das ist der Dachverbund der Erwachsenenbildung in der Diözese.

Zum ersten Mal haben wir einen Literaturwettbewerb ausgeschrieben. Anlass war die Ausstellung „Noch mal leben“, die zur Zeit hier im Haus der katholischen Kirche stattfindet. Wir wussten nicht, wie die Resonanz auf unsere Ausschreibung sein würde. Wir hatten lediglich ein Ziel: Wir wollten Menschen anregen, sich mittels Sprache zum Thema Sterben und Tod zu äußern. Wir wollten damit die sprachliche Sensibilität und die Ausdrucksfähigkeit bei diesem Thema fördern. Und wir wollten Texte sammeln, in denen beides der Fall ist.

Deutung, Bedeutung – Sinn also – entsteht ja immer erst aus der Vollendung eines Lebens. Lebenssinn erschließt sich erst vom Ende her, nicht im Voraus. Wenn wir als Katholische Erwachsenenbildung davon sprechen, dass wir Menschen auf dem Weg zu sich selbst begleiten wollen, dann müssen wir auch diesen Blick aufs Leben vom Ende her fördern.

Wie gesagt: Wir wussten nicht, wie die Resonanz sein würde auf eine solche Ausschreibung. Wir sind überrascht worden: Wir hatten mit 100 Einsendungen gerechnet – mehr als 200 Texte sind bei uns eingegangen. Es waren viele gute Beiträge unter den eingesandten Texten. Und – anders als bei manchen anderen Preisen – haben alle Jury-Mitglieder alle Texte gelesen. Für dieses Engagement ein herzliches Dankeschön an die Jury (Frau Abeln, Herr Dr. Kessler, Herr Dr. Krämer, die Vierte im Bunde war ich).

Um eine unvoreingenommene Auswahl zu gewährleisten, haben wir bis zur Entscheidung absolute Anonymität gewahrt. Die Jury-Mitglieder wussten nicht, welche Personen sich hinter den Chiffren verbergen, mit denen die Texte gekennzeichnet waren. Spannend war im Prozess der Auswahl, dass wir uns über unser eigenes Literaturverständnis, auch über unsere Erwartungen an die Texte, erst verständigen mussten.

Überraschend war dann die Auflösung der Chiffren: Drei Frauen verbargen sich dahinter. Inzwischen wissen wir, dass der Anteil der Frauen unter den Einsendenden bei etwa 80 Prozent lag. Auch das ist erstaunlich, wenn man auf den Literaturbetrieb blickt, in dem Männer die Mehrheit ausmachen.

Ich danke also allen, die sich durch ihre Einsendungen an diesem Literaturwettbewerb beteiligt haben. Und ich danke Ihnen, die Sie hier sind, für Ihr Kommen. Ein herzliches Dankeschön gilt auch dem Haus der katholischen Kirche, das uns diesen Raum hier zur Verfügung stellt.

Gabriele Pennekamp
Vorsitzende der keb Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.

Alle meine Füllfedern haben aufgehört zu schreiben ...

Anmerkungen zum Zusammenhang von Literatur, Sterben und Tod.

Eine Laudatio auf die Preisträgerinnen des 1. Literaturpreises der keb Katholische Erwachsenenbildung Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.

Vorbemerkung

„Der Tod ist kein Ereignis des Lebens. Den Tod erlebt man nicht.“ So lautet einer der unbestreitbaren Sätze aus Ludwig Wittgensteins Tractatus logico-philosophicus. Nur war es auch Wittgenstein bewusst, dass derlei Sätze richtig, aber wenig lebensdienlich sind.¹

Dichtung und Literatur als besondere Weisen sprachlicher Artikulation haben sich seit ihren Anfängen mit dem Thema Tod und mit dem Thema Sterben beschäftigt. „Etwas wie wahres Lieben und Sterben“ (Günter Kunert) mag die beiden Pole literarischen Sprechens beschreiben.

Literatur, Dichtung zumal, hat sich nie damit zufrieden gegeben, Sprachloses dem Schweigen anheim fallen zu lassen. Dichtung ist wohl immer schon der Versuch gewesen, Sprache in Bereiche vorzutreiben, die ihr bisher verschlossen waren.

Das trifft besonders auf die Erfahrung von Leid, Sterben und Tod zu. Und so war es fast eine Notwendigkeit, angesichts der von Beate Lacotta und Walter Schels erstellten Foto-Ausstellung zum Thema „Sterben und Tod“ auch die Literatur zu Wort kommen zu lassen.

Die Ausschreibung des 1. Literaturpreises der keb Katholische Erwachsenenbildung Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V. hatte das erklärte Ziel, Menschen anzuregen, sich sprachlich mit den Grenz-

erfahrungen Sterben, Abschied und Tod auseinander zu setzen und dabei die Möglichkeiten der Sprache auszuloten.

Wenn es in einem Text der Trägerin des Ersten Preises heißt: „All meine Füllfedern haben aufgehört zu schreiben...“, dann ist das eine doch wieder Sprache und Schrift gewordene Aussage darüber, dass sich das Land der Sprachlosigkeit niemals völlig der Sprache erschließen wird.

1. Dichtung als versuchter Wurf nach dem verlorenen Paradies

Als nun Adam auf dem Felde baute, von dem er genommen war, wurde er traurig, und Eva, voll Mitleid, forschte nach seinem Kummer. Adam sagte: – Siehst du die Cherubim nicht mit ihren haudenden blanken Schwertern, dass sie den Weg uns verwehren zum Baume des Lebens? Siehe, ich lebe und begehre das Leben, aber der Herr hat gesagt, ich bin Erde und soll wieder zur Erde. – Eva wusste Rat:

– Geh und mach ein Zeichen dem Herrn, dass er unseren Wunsch erkenne und erhöhe. – Da brach Adam vom Fels einen Stein und beschlug ihn und maßelte Zeichen seines Wunsches hinein; im Schweiß seines Angesichtes wurde ihm hierfür von oben die Gabe der Schrift verliehen, die er in seiner Not selbst erfunden zu haben glaubte. Adam zeigte Eva den Stein, sie lobte ihn, und Adam schleuderte ihn gegen die Richtung, wo die Cherubim standen. Vom Glanz ihrer Augen und Schwertspitzen wurde Adam geblendet, dass er nicht sah, wo der Stein zu Boden fiel. Auch war ein solches Sausen in der Luft, dass er nicht hörte, wann der Stein sein Ziel erreichte.

Wieder war Adam traurig, und wieder sprach Eva ihm zu: – Siehe, du weißt nicht, was mit dem

¹ Zum Thema „Literatur und Tod“ gibt es spätestens seit den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Vielzahl von literaturwissenschaftlichen und theologischen Erörterungen. Eine der ersten war Karl-Heiz Bloching, *Tod*, Mainz 1970, auf theologischer Seite sind die Bücher von Jüngel, Sölle, Vorgrimmler und aus medizinischer Perspektive etwa die von Kübler-Ross zu nennen. Auch von Seiten der Geschichte, der Soziologie, der Psychologie wurden Sterben und Tod in den Blick genommen. *Erinnert sei etwa an Philippe Aries, Die Geschichte des Todes, erinnert sei auch an die vielfältige Literatur aus dem Umfeld der Hospiz-Bewegung.*

Stein geschehen ist. Fürchte dich nicht, behaue einen neuen Stein, gib ihm das Zeichen unseres Wunsches und schleudere wieder. – Adam tat, wie Eva ihm geheißen. Er tat es noch oft und tat es immer, wenn ihn die Trauer auf seinem Felde verzehrte. So hat Adam, der Legende nach, den Brief erfunden, und der erste Brief war ein versuchter Wurf nach dem verlorenen Paradies.

H.G. Adler, Die unsichtbare Wand 1989

Manchmal ist es gut, um besser verstehen zu können, „bei Adam und Eva“ anzufangen. Der hier vorgestellte Text von H.G. Adler ist der zweite Teil einer kleinen Legende, die sich in dem Exil-Roman „Die unsichtbare Wand“ findet.

Der Mensch (als Mann und Frau) ist hier gemeinschaftlich am Werk. Ohne Eva wäre Adam in Trauer auf seinem Feld umgekommen. Sie ist es, die ihn anregt, in die Welt der Zeichen zu gehen, wenn sich die Realität selbst schon nicht unmittelbar ändern lässt. Und sie hört in jeder neuen adamitischen Verzweigung nicht auf, Trost zu geben, nicht indem sie die Welt der Zeichen nun in Frage stellt, sondern indem sie darauf aufmerksam macht, dass Zeichen ihren Empfänger ja auch verfehlen können.

Ausgangspunkt für den Weg in die Schrift ist das Wissen Adams um seine Sterblichkeit und seine Unfähigkeit, sich damit abzufinden. „Im Schweiß seines Angesichts“ bebaut Adam nun nicht mehr den Erdacker, sondern das Feld der Zeichen, die sich „von oben“ her zur Schrift formieren. Dabei ergeht es Adam wie allen Schreibenden: Er weiß nicht, ob sein Schreiben den Adressaten erreicht. Geblendet von allerlei Glanz – göttlichem oder irdischem – und taub von der Geräuschkulisse der Welt vermag Adam nicht zu erkennen, ob seine Botschaft überhaupt irgendwo angekommen ist.

„Fürchte Dich nicht“ – tröstet Eva Adam. So spricht der biblische Text immer nur, wenn Göttliches erscheint, wenn Transzendenz in die Immanenz einbricht und Verstörung hervorruft. Und tatsächlich ist die Auseinandersetzung mit dem Tod und mit

der Schrift im doppelten Sinne eine Begegnung mit dem Göttlichen: „Der Herr hat gesagt ...“ Und die „Gabe der Schrift ... von oben“.

Wer die Schrift nutzt im Sinne Adams, der – so will es der Text Adlers – nutzt ein göttliches Medium. Und so erfahren sich Dichter und Autorinnen wohl bis heute: Die Begegnung mit der Schrift und der Sprache ist ihnen wie die Begegnung mit dem Numinosen „Tremendum et Fascinosum“ (Rudolf Otto) gleichermaßen und dialektisch verwoben.

Das Sterben-Müssen, mehr noch das Wissen um die eigene Sterblichkeit ist, so behauptet der Text, der Ausgangspunkt fürs Schreiben. („Er tat es noch oft und er tat es immer, wenn ihn die Trauer auf seinem Feld verzehrte.“) Trauer sucht nach einem Ansprechpartner, an den sie sich – Sprache geworden – richten kann, der sie womöglich aufzulösen in der Lage ist.

Der letzte Satz macht in besonderer Weise deutlich, was Dichtung, was aber auch Bitte und Gebet intendieren: „So hat Adam der Legende nach den Brief erfunden und der erste Brief war ein versuchter Wurf nach dem verlorenen Paradies.“ Das Wort „Brief“ ist hier die Chiffre für alles, was – Sprache und Schrift geworden – in die Welt hinausgeht, Dichtung gehört jedenfalls zentral dazu.

Dichtung also ist in besonderer Weise ein „versuchter Wurf nach dem verlorenen Paradies“. Sie weiß immer auch um die Vergeblichkeit ihres Bemühens, das Paradies (oder Utopia oder Versöhnung und Erlösung) zu erreichen. Und dennoch hören ihre Versuche nicht auf. „Dichtung – diese Unendlichsprechung von lauter Sterblichkeit und Umsonst“ (Paul Celan, Der Meridian).

So hält Dichtung die Frage offen nach dem, was dem Menschen zukommt, nach der Zukunft des Menschen also, und die Sehnsucht wach, nach einem Ort des Lebens, den sie nicht herstellen kann, den sie aber mit jedem Text immer wieder einklagt.

2. Die Preisträgerinnen

Christiane Geiser – Erster Preis

Alle meine Füllfedern haben aufgehört zu schreiben...
Es sind anscheinend leichte Texte, die Christiane Geiser da geschrieben hat. Sie scheinen so dahin zu fließen, Ausdruck augenblicklicher Erfahrung. Doch verschmelzen sie auf eigene Art Vergangenheit und Zukunft zu einer Gegenwart, die durch beides bedroht scheint.

Von einer Nachricht ist die Rede und davon, dass das Schreiben – fast fern gesteuert – aufhört. Es folgen kleine Erinnerungen vom Tag, die unter den Eindruck dieser einen unausgesprochenen Nachricht geraten. Das „jetzt“ scheint angefressen von einer Zukunft, die keine Dauer mehr verspricht.

Das Ganze ist geschrieben nicht im Klage-ton, sondern fast wie eine wissenschaftliche Beobachtung. Nur der Schluss „ich fürchte“ macht die Bewegtheit des sprechenden Ich deutlich, das bis dahin nur zwischen den Zeilen Bewegung zeigt.

Christiane Geiser erklärt – während der Laudatio – dass sie bisher „für die Schublade“ geschrieben habe. Wer für die Schublade schreibt, schreibt zunächst einmal für sich selbst. Einem Gedicht schadet das nicht, denn es entfaltet sein Ich und Du in sich selbst.

Es adressiert sich eben an sich selbst und vielleicht an etwas, das irgendwo und jenseits der Sprache und ihrer möglichen Kommunikationsräume liegt.

*nun bist du im anderen Himmel dem richtigen
wenn du an ihn glaubst dann bist du dort*

Der „richtige Himmel“? Das Gedicht behauptet, dass es den nur gibt, „wenn du an ihn glaubst“. Es ist eine eigenartige Verbindung von Konditional und Real, die deutlich macht, dass das Geglaupte Realität schafft, wenn man glaubt.

Auch hier wieder das leichthin Gesprochene, das sich zugleich als sperrig erweist, wenn man sich als Leser auf diese Worte einlässt.

Die einfachen, klaren Worte, hinter denen sich ein hohes Maß an Komplexität bewegt, haben die Jury bewogen, Christiane Geiser den Ersten Preis zuzuerkennen.

Ilsa Knoll – Zweiter Preis

Das Lächeln

Ilsa Knoll, in der bildenden wie in der schreiben Kunst zuhause, wurde der Zweite Preis für ihren Text „Das Lächeln“ zuerkannt. Welcher Gattung dieser Text zuzuordnen ist, lässt sich so recht nicht sagen: Er hat durchaus erzählende Passagen, die aber unvermittelt wieder in eine hoch assoziative Form des Sprechens übergehen, die eher dem lyrischen Sprechen verwandt ist.

Ein Mensch am Ende seines Lebens, das gekennzeichnet war durch „ganz normale(n) Schwachsinn“, ein Leben, das in sich selber bewegt ist in stetem „zurück vor zurück vor“, dem Außenstehenden sinnlos, und gleichzeitig entsteht im Text das Bild eines Menschen, dem am Ende seiner Tage vor allem all das Gehörte zusammen schießt: Kinderreime, Märchen, Sätze, Gebete.

Und das ist das Erstaunliche an diesem Text: Auch die Gebetszitate, die anderswo disparat oder gar peinlich im literarischen Kontext wirken können, haben die gleiche Selbstverständlichkeit wie jede andere Wort- und Satzerinnerung, die hier ausbreitet wird.

*sie wiegte sich hinein
der mond ist rund der mond ist rund
er hat zwei augen nas und mund
nachts im bett drehte der reim
kreise kreise und tänze
das licht des mondes hüllte sie ein
sie lag in seinem schein
im fieber fiebertanz streckte sie
die arme aus hin zum licht*

*sei unser licht herr jesu christ
lass uns im finstern tappen nicht
sie lächelte lächelte noch als sie sie fanden*

Der Text lebt von immer wieder neuen Rhythmen, die das „zurück vor zurück vor“ aufnehmen, unterbrochen nur durch die weiter leitenden Erzählsätze. Die Rhythmen dienen hier vor allem dem Zusammenhalt teilweise durchaus disparater Assoziationsketten. Und das gelingt in beeindruckender Weise.

Erstaunlich, dass Ilsa Knoll während der Preisverleihung deutlich machte, dass die Arbeit in der Bildenden Kunst sich deutlich unterscheidet von ihrer Art literarischen Arbeitens.

Sicher ist: Auch der Text von Ilsa Knoll versucht die Sprache weiter zu treiben in das Randgebiet einer Existenz, die Sprache vor allem als Klang wahrgenommen hat. Plötzlich wird dabei klar, dass Sprache weit mehr ist, als was sie zu bezeichnen oder zu bedeuten vorgibt. Sprache kann auch als Musik wahrgenommen werden, als beruhigende Musik, die am letzten Ende noch ein Lächeln in ein Gesicht zaubert.

Margret Küllmar - Dritter Preis

Wo das Meer den Himmel berührt
„Ach Kind“ – das ist der wiederkehrende Ausspruch der Oma in einer kleinen Erzählung, der deutlich macht, dass hier das Kind die Last von Unglück und Tod tragen muss, an der die Mutter schier zerbricht.

In der Form der Rückblende wird die Geschichte eines Verkehrsunfalls erzählt, nach dem Mutter und Tochter verletzt im Krankenhaus liegen und der Vater „nicht mehr wieder kommt“. Die Mutter verzweifelt in dieser Situation und fällt in eine Depression. Sie zieht sich zurück. Die Oma versucht, handfest und pragmatisch Hilfe zu schaffen, die Tochter – sie steht im Zentrum – geht bei allem

unmittelbaren Nicht-Verstehen einen anderen Weg, den Weg des Traums, der Fantasie, vielleicht den Weg eines kindlichen Glaubens.

Margret Küllmar nutzt eine sehr schlichte, geradezu kindliche Sprache, um die Situation anschaulich werden zu lassen. Das von der Oma resignativ gesprochene „ach Kind“ ist nicht nur Strukturelement, es verdeutlicht auch die imaginative Leistung der Tochter, die sich plötzlich mit einem Traum der Mutter während eines Strandkorb-Aufenthaltes verbindet und dadurch Leben wieder möglich sein lässt.

Die Erzählung macht jedenfalls deutlich, in welcher Weise wir mit pragmatisch nicht aufhebbareren Kontingenzen im Allgemeinen umgehen: Hier gelingt deren Aufhebung imaginativ – träumend, glaubend, hoffend.

Auch Margret Küllmar äußerte sich während der Preisverleihung zu ihrem Schreiben, und sie brachte es in Verbindung mit ihrem Garten.

3. Zum Abschluss

Unter den Einsenderinnen und Einsendern des Literaturpreises gibt es bekanntere, weniger bekannte und auch völlig unbekanntere Namen. Dass sich 230 (und wenn man die Zahl der verspätet eingetroffenen Texte anschaut, sogar 260) Menschen mit dem Thema Tod und Sterben sprachlich auseinander gesetzt haben, ist der eigentliche Gewinn dieses Literaturpreises für die Veranstalter. Um wenigstens einen Überblick über die Vielfalt der Umsetzungen zu geben und damit ansatzweise auch die Qualität der eingereichten Texte zu verdeutlichen, hat sich die Jury entschieden, weitere 14 Texte in diese Dokumentation aufzunehmen.

Besonders gefreut hat die Veranstalter, dass sich Autorinnen und Autoren beteiligt haben, deren Muttersprache nicht Deutsch ist. Auch im deutsch-

sprachigen Bereich waren die Beträge nicht auf die Bundesrepublik Deutschland beschränkt.

Einsendungen kamen aus Belgien, Deutschland, Luxemburg, Österreich, Polen, Rumänien, Schweiz und Tschechien.

Sowohl die Entscheidung über die Preise wie die Entscheidung über die weiteren Texte für die Dokumentation fiel in absoluter Anonymität.

Umso erstaunter war die Jury, dass sich drei Frauen an die Spitze gesetzt haben. Und zugleich war bemerkenswert, dass auch ein Text einer Nicht-Muttersprachlerin aufgenommen wurde.

Ich wünsche mir, dass der Ausgang dieses Literaturwettbewerbs Menschen Mut macht, sich auch an den kommenden Wettbewerben zu beteiligen.

Dass wir als Katholische Erwachsenenbildung uns hier engagieren, hat damit zu tun, dass uns als Menschen, die sich auf eine Buchreligion, also auf das geschriebene Wort beziehen, Texte, gerade literarische Texte besonders wichtig sind.

Gleichzeitig ist es Sache der Erwachsenenbildung, Erfahrungen mitteilbar zu machen, sie klären zu helfen und in diesem Sinne zur Selbstvergewisserung und Identitätsfindung von Menschen beizutragen.

Dafür brauchen wir Unterstützung. Der Literaturwettbewerb ist auch das: Suche nach Bündnispartnern, denen der Menschwerdungsprozess von Menschen wichtig ist. Suche nach Bündnispartnern, für die Sprache nicht nur ein beliebiges Medium neben vielen anderen ist, sondern etwas, das konstitutiv zum Menschsein und zum Menschwerden gehört.

Wenn hier von Bündnispartnern die Rede ist, dann nicht im weltanschaulichen Sinne, sondern im Sinne einer Sprachzugewandtheit, die notwendig ist, um über Entscheidendes überhaupt authentisch sprechen zu können. „Von Gott kann man nicht sprechen, wenn man nicht weiß, was Sprache ist. Tut man es dennoch, so zerstört man seinen Namen und erniedrigt ihn zur Propagandaformel.“ (*Günter Eich in seiner Büchnerpreisrede*)

1. Preis

Christiane Geiser

ungesagt

Der
wird nicht leicht
sterben
der bis zuletzt
Worte sucht
für das lebenslang
Ungesagte

Tod

Leise
bist du gegangen
ganz klein
der Radius
am Schluss

die Einsamkeit
so laut
dass ich sie hören konnte
bis hierhin

kein Abschied
wohin
hast du wohl gefunden

dein Hunger
was hätte ihn
stillen können

ich trage heute
deinen Schal
gegen die Kälte
von außen
und innen

Nachricht

Alle meine Füllfedern
haben aufgehört zu schreiben
als wüssten sie
dass etwas stillsteht
jetzt

heute Morgen
am Seeufer
seh ich die Haubentaucher
zu zweit raschelnd im Schilf
beim Nestbau

ob du noch erlebst
wie die Kleinen schlüpfen
ob du noch den Herbst siehst
den Winter

auf einmal
gibt es nur noch
ein kleines Morgen
ein schmales Jetzt

ich kann es nicht denken
ich kann es nicht fühlen
sagst du

ich fürchte mich ein bisschen vor dem Tag
an dem du
es kannst

Mutter

Es dauert jetzt
immer länger
bis deine Augen
zurückkehren
zu dir
und dann zu mir
und wir uns anschauen
und du sagst
ach da bist du ja meine Große

und kurz darauf
gleitest du wieder fort
und fragst
aber wo bin ich denn hier
hier bin ich doch nicht zuhause

bald werden auch wir uns
für immer verlieren
meine kleine Mutter

du suchst dein Zuhause
und findest es nicht

nur noch ein Hauch
bist du
deine zarten Knochen
unter meiner Hand
ein Vogel
ohne Nest

Himmel

Heute ging ich vorbei am Cafe „Himmel“ in
dem wir unlängst saßen beim Tee Dein
leuchtendes Gesicht unter den
bunten Tüchern und Deine Freude
über das wieder gefundene Vorwärts und
die Freiheit doch noch reisen zu können denn
du wolltest nichts ändern angesichts des Todes oder
wusstest auch nicht wie
und deshalb wolltest du einfach
weitermachen wie bisher nur die Sonntagskleider
hast du manchmal angezogen
wozu aufsparen sagtest du
und dann ging es plötzlich doch schnell und
nun bist du im anderen Himmel dem richtigen
wenn du an ihn glaubst dann bist du dort

zu dir

zu dir kind gehe ich
morgens
über beete und steine
kreuz und quer
die schmalen wege
zum grab
zu dir

schwere hitze mittags
zu fuß durch die Stadt
das friedhofstor schon weit
offen für schmerz
erinnerungen
dann totenstille
bei dir

schwerer regen abends
mit dem auto übers land
zurück
durch die wenigen jahre
die blieben
auf dem weg
zu dir

schwere träume
nachts
über den reißenden fluss
zum dunklen tor des todes weit
offen in gedanken
schon dort
ich will zu dir

schwerer himmel
wieder morgens
mit dem fahrrad unterwegs
zum Horizont will ich fahren
zum ende kommen
ins weite blau
über mir

zu dir kind komme ich
immer
über beete und steine
zu fuß übers land
die widrigen wege
zum grab
wieder bei dir

2. Preis

Ilsa Knoll

das lächeln

oberkörper vor oberkörper zurück vor zurück vor zurück
ganz normal ganz normaler schwachsinn hatten die ärzte gesagt
vor zwanzig Jahren in weißen kitteln weiß das papier auf dem stand
ganz normaler schwachsinn
sie lächelte lächelte ihr lächeln das aufstieg aus dem versunkenen
land weißes land gottweiß
sie lächelte lächelte sobald der mund frei war zu lächeln
frei von dem gummibolzen damit sie sich nicht auf die zunge biss
frei von dem plastiklöffel der die suppe in den mund transportierte
frei von dem holzspatel der den mund aufsperrte bei untersuchungen
vor zurück vor zurück augen geschlossen und verschlossen
kein licht von innen nach außen von außen nach innen kein licht
nur das lächeln
manchmal ein lied gesummt guter mond du gehst so stille durch
die abendwolken hin
eine zeit gab es da hatte sie gesungen blasser mond du gehst so
stille auch mein leben ist nun hin
vor zurück vor zurück
damals waren ihre Schaukelbewegungen schneller heftiger
noch schneller noch heftiger
sie hatte sich verletzt verwundet geschunden gottwarum
die augen geöffnet ein spaltbreit leben etwas leben siehgott
dann hatten sie die dosis der medikamente erhöht
erhöht und nicht mehr reduziert
reduziert nur sie auf ein friedliches vor zurück vor zurück
ohne selbstgefährdung welches selbst
was hätten sie tun sollen
das letzte spüren von leben der schmerz wer weiß
innen wohnen kein außen im fenster ihr lächeln
wie fragen an nichtwissende
sie wusste wusste gottalles

einmal vor lange das spiel mit der schwester sage nach also der
mond ist rund der mond ist rund er hat zwei augen nas und mund
sie sagte der mond ist rund er hat zwei augen nas und mund
nein nein hör zu hör doch zu
bis sie begriff endlich begriff
also musste man zuvor sagen
dann war es richtig richtig musste es sein richtig
mond mond rund rund
der reim wuchs der reim füllte ihren kopf aus

der mond ist rund der mond ist rund
der reim kugelte kehrte zurück sprach sich selbst
im takt im rhythmus im wiegen im schaukeln
vor zurück vor zurück mond ist rund nas und mund
vor zurück vor zurück mutterschoß mondschoß eigner schoß
so ruhig so gut so ruhig so gut kind gottkind
mond so rund nas und mund mondgesicht mondgesicht
zwei augen sahen sie an hielten sie fest krallten sich ein
großmutter warum hast du so große augen
damit ich dich durchschauen kann kann ich kann ich
großmutter warum hast du so eine große nase
weil ich dich nicht riechen kann will nicht will nicht
großmutter warum hast du so einen großen mund
damit ich besser schreien kann schreien schreien
der mond ist rund der mond ist rund vor zurück also also
er hat zwei augen nas und mund vor zurück vor zurück also
liebster warum hast du so große augen
damit ich dich besser sehen kann ich will dich sehen ich will
liebster warum hast du so eine große nase
damit ich dich besser riechen kann ich will dich riechen ich will
liebster warum hast du so einen großen mund
damit ich dich besser küssen kann ich will dich küssen ich will
vor zurück vor zurück lächeln lächeln
ein frühlingslächeln wie tau zart weich gotthauch
vor zurück vor zurück sie wurde klein
klein wie damals als sie den vater fragte fragte
warum der himmel so weit ist da hat er gelacht und gesagt
so fragt wer nicht ganz gescheit ist
ihre hände umfassten die schultern fassen erfassen
umarmten sich selbst kaum merkliche schaukelbewegungen
kleine nur wie anstöße verlorene versuchte
wie damals da hat sie die mutter gefragt
warum sie so müde und matt ist die hat nur geweint und gesagt
mein kind man ist froh wenn man satt ist
sie steckte den daumen in den mund neigte den kopf zuneigen
schaukelte ein bisschen nach rechts nach links
sie hat auch den bruder gefragt
warum er so klug und gescheit ist der guckte sehr ernst und sagt
man ist nur wer wenn mans weit bringt
sie hat den verlobten gefragt
warum die schwangerschaft so schlimm sei da knallt er die tür
und sagt dass bei ihm so was nicht drin sei
ihre hände hielten den tisch oder hielt der tisch ihre hände oder was

sie schaukelte wieder ganz normaler schwachsinn gotthalt
vor zurück vor zurück
hinunter ist der sonnenschein die finstre nacht bricht nun herein
kinderzeit konfirmandenzeit sei unser licht herr jesu christ
lass uns im finstern tappen nicht brautzeit rotzeit rot wie blut
mit blinden augen sah sie tappte sie verstand sie nie
vor zurück vor zurück
schlaf kindlein schlaf dein vater war ein schaf
die mutter war ein schäfelein
dein bruder war ein böckelein
dein kind das wird im himmel sein
schlaf kindlein schlaf
sie kehrte in ihren reim zurück
wie man heimgeht gern heimgeht heimvertraut
er breitete die arme aus
sie wiegte sich hinein der mond ist rund der mond ist rund
er hat zwei augen nas und mund
nachts im bett drehte der reim kreise kreise und tänze
das licht des mondes hüllte sie ein sie lag in seinem schein
im fieber fiebertanz streckte sie die arme aus hin zum licht
sei unser licht herr jesu christ
lass uns im finstern tappen nicht
sie lächelte lächelte noch als sie sie fanden

3. Preis

Margret Küllmar

Wo das Meer den Himmel berührt

Gesa saß, dicht an ihre Mama geschmiegt, im Strandkorb und verhielt sich ganz ruhig. Mama schlief endlich einmal, und Gesa wollte sie auf keinen Fall stören, denn Mama schlief schlecht und weinte oft, weil sie so traurig war. Gedankenverloren schaute Gesa auf das Meer. Ganz ruhig war es, gleichmäßig schwappten kleine Wellen an den Strand. Die Sonne stand schon recht tief, ihre Strahlen ließen das Wasser glitzern. Alles war friedlich und so schön, und trotzdem, auch Gesa war traurig.

Alles hatte vor zwei Monaten angefangen, an ihrem siebten Geburtstag. Papa, Mama und sie waren in die Stadt gefahren und hatten ihr Geburtstagsgeschenk, ein Schlauchboot für den Urlaub an der Ostsee, gekauft und dann noch Eis für alle. Sie hatten sich damit auf einen Brunnenrand gesetzt. Papa wollte in Ruhe sein Eis essen und Mama hatte zum Aufbruch gedrängt, weil Oma und Opa zum Kaffee eingeladen waren. Gesa hatte ihre Eltern ein wenig nass gespritzt, alle lachten und waren glücklich. „Hab ich's gut“, hatte sie gedacht und der drängelnden Mama beim Einsteigen ins Auto einen Kuss gegeben.

Später, viel später wachte Gesa in einem fremden Bett in einem fremden Zimmer auf. Ihre Oma saß auf dem Bettrand und sagte: „Ach Kind.“ Gesa schaute sich um und fragte: „Was ist denn los?“ und Oma sagte wieder: „Ach Kind.“ Dann musste sie ganz lange weinen.

Eine Frau Doktor kam und erklärte Gesa, was passiert war. Papa hatte ein anderes Auto überholt und den Traktor übersehen, der ihnen entgegen kam. Nun war das Auto kaputt, Mama lag mit Kopfverletzungen in einem anderen Krankenhaus und Gesa hatte den rechten Fuß gebrochen. „Und was ist mit Papa?“, fragte Gesa. „Dem konnten wir leider nicht mehr helfen“, antwortete die Frau

Doktor und sah sehr ernst aus. Oma weinte wieder und sagte: „Ach Kind.“ „Wo ist Papa?“, fragte Gesa und Oma antwortete: „Der ist im Himmel.“ Langsam begriff Gesa, dass Papa nie wieder kam. Sie wollte weinen, schreien, toben, aber es ging nicht. Wie versteinert lag Gesa in ihrem Bett und konnte sich nicht rühren.

Es dauerte Wochen, bis es ihr ein wenig besser ging. Als sie aus dem Krankenhaus nach Hause kam, war Mama schon da. Ganz schmal war sie geworden und sah so traurig aus. Gesa wollte die Mama trösten, aber es gelang ihr nicht. Mama hatte zu nichts Lust, sie hatte weder Hunger noch Durst, wollte nicht mehr einkaufen gehen, mit niemandem sprechen, und in den Urlaub fahren wollte sie schon gar nicht. Oma und Opa waren fast immer da und halfen wo sie konnten. „Gesa“, sagte die Oma eines Tages, mit sehr ernstem Gesicht, „ich mache mir große Sorgen um deine Mama, wir müssen ihr helfen, sie trösten, sie muss wieder neuen Lebensmut bekommen.“ „Wie denn, Papa ist weg, er ist im Himmel“, antwortete Gesa verzweifelt. „Ach Kind, ich weiß, das ist sehr schlimm für dich, aber ich weiß auch, dass es den Menschen, die in den Himmel gekommen sind, sehr gut geht. Deiner Mama, der geht es gar nicht gut“, erwiderte die Oma. „Was soll ich denn tun?“ fragte Gesa. „Die Mama muss mal hier raus, etwas anderes sehen, sie soll mit dir an die Ostsee fahren. Das willst du doch sicher auch“, antwortete die Oma. „Und wie?“, wollte Gesa wissen. „Daran arbeiten wir“, sagte die Oma, und ein verschwörerisches Lächeln huschte über ihr Gesicht. „Oma, kannst du mir sagen, wie der Papa in den Himmel gekommen ist?“, fragte Gesa. Sofort verschwand Omas Lächeln, sehr traurig sagte sie nur: „Ach Kind.“

Wie ist der Papa in den Himmel gekommen? Wo gab es eine Verbindung zwischen Himmel und Erde? Auf diese Fragen fand Gesa keine Antwort, egal wen sie fragte und obwohl sie ständig darü-

ber nachdachte und nach einer Lösung suchte. Auch jetzt hier im Strandkorb. Ihr war klar, dass sie die Mama nicht danach fragen durfte, das würde sie noch trauriger machen. Sie kuschelte sich noch ein wenig enger an die schlafende Mama und sah auf die Ostsee hinaus. Ganz weit hinten, da wo das Meer den Himmel berührt, ging gerade die Sonne unter. Sie war nur noch halb zu sehen und verschwand immer weiter. Wie gebannt sah Gesa dorthin. Wo das Meer den Himmel berührt, das war es, so war der Papa in den Himmel gekommen. Endlich wusste sie es, beinahe glücklich lächelte sie die Sonne an, die gerade in diesem Augenblick ganz und gar verschwand. Noch einmal schickte sie einen dicken wunderbaren Sonnenstrahl nach oben. „Das ist ein Gruß vom Papa“, entfuhr es dem aufgeregten Mädchen. Die

Mama wurde wach. „Gesa, ich habe vom Papa geträumt, zum ersten Mal nach dem Unfall, er war hier und wünschte uns einen schönen Urlaub. Du sollst nicht so weit mit dem Schlauchboot hinaus fahren, hat er gesagt“, erzählte die Mama, und ihre Augen wurden feucht. „Nicht weinen, bitte, bitte nicht weinen, Papa will das auch nicht“, bettelte Gesa. „Du hast ja Recht“, erwiderte die Mama und drückte ihre Tochter ganz fest an sich, „weißt du was, wir gehen jetzt in die Pizzeria und morgen gehen wir schwimmen und anschließend machen wir einen kleinen Einkaufsummel.“

Auf dem Weg in die Ferienwohnung hopste Gesa wie früher neben der Mama her, und sie war der Meinung, dass deren Gesicht ein kleines bisschen froher aussah.

Oskar Ansell

wenn deine schon so kalte hand

in meiner wärmer wird
trocken wieder leicht
dass sie nur leise winkt
im schlaf im traum
im schonnichtmehr
gehst du barfuß über
schläuche und kabel
mit flimmerndem herzen
über alles hinweg läufst
längst die aller hinab
flussabwärts zur weser
zurück in schönere tage
bist ruhigen gesichts
nicht mehr da wenn
nach sendeschluss die
geräte ausgeschaltet werden
nach und nach -- --
mein kuss berührt dich
nicht mehr und alle letzten worte
bestechen deine seele nicht
die glauben wir
nun ruht

in kreide

hüpfend durch himmel und hölle und
anschreiben lassen beim bäcker levin
rechenaufgaben an der schultafel und

auf der straße wochenlang der regen-
verwaschene körperumriss das kind
in kreide hart an der bordsteinkante

Renate Axt

ALLEINGELASSEN

Alleingelassen
wollte das Kind
die Wolken erreichen

Flog
niemand bremste den Fall

Um die Urnen tanzen die Mücken
der Schnee

Und die Klage

GEHEIME AKTENNOTIZ

Vielhundert Kinder
fuhren bei Tag ein
Angst vor den Eulen
Dornen
und Katzen mit feurigen Krallen

Fuhren bei Tag ein
mit Schellen und Lachen
Glockenbäumen und Tamburin

Atmen im Dunkel jetzt
wie Wasser im Berg
flüchtig verloren

Am Fels wachsen tönerner Blumen
Felsbild aus bräunlich verirrt Stimmen
Vielhundert Kinder
mit Locken
Händen
und braunen Gesichtern

Peter Baumhauer

AUF SCHATTENPFADEN

auf schattenpfaden
in mir
durch mich hindurch
zum tor

meine toten

sie tragen lampen
aus heiter begehbarem
himmel
und

locken

locken

BRÜCKEN

wir gingen hinüber
zu dir
zu mir

das wort mit sommer
beladen
mit herbst

du bist winter geworden
schnee
schweigeis

Anne Bendig

was bleibt

ich öffne die Tür
und stehe einsam
inmitten steriler Kälte sehe
vor einer weißen Trennwand
das Bett in dem du liegst
schutzlos unter der dünnen Decke

in einem wenig umhüllenden Hemd
dein Leib der mich einst trug
 es schmerzt zutiefst
 dich so zu sehen
 mich fröstelt
nur zögernd trete ich näher
nehme bebenden Herzens
deine Hand in
meine Hand
ich schaue dich an und
 die Gedanken wandern schweigend
 zwischen offenen Türen
auf den Fluren geschäftiger Alltag
Schwestern lachen und plaudern
ich sehne mich nach Stille
 wünschte dir und mir
 mehr würdigere Hülle

dein Blick unter
dem Wimpernschlag ist
fortgezogen aus dieser Welt
 sehenden Auges
 in eine andere
du klagst über wunde Schmerzen
auf Platt – deiner Muttersprache
ein letztes Mal höre ich
den Klang deiner Stimme

dies alles bleibt und
fügt sich ein in das Bild
das mein Herz von dir malte
im Lauf der Zeit
 es klingt nach Abschied
 nicht nach Ende
 das was bleibt

Delia Esian

IM ANFANG war das Wort

Und am Ende ...

Vergeblich erwartest du
Das Erwachen der Steine
Kein Wort wird
An kein Land stoßen

Nur uferlos
Sternenlos

Der Tod –

Verstümmelung

In Asche zerblasen

Nichts ist geschehen
überhaupt nichts
Der Engel steigt nicht mehr
in den Teich hinab
Das Wasser bleibt
unbewegt

Ein blinder Spiegel
das

verbrannte Wort –

Rita Falkenstein

Opa

Der siebenjährige Lukas hockte auf der Eingangstreppe seines Elternhauses und warf missmutig Steinchen auf den Kiesweg. Drinnen saßen die Erwachsenen beisammen und tranken Kaffee: Oma, Mama, Papa und ein paar Onkel und Tanten. Sie waren alle schwarz angezogen und sahen aus wie verkleidet. Mama sagte: „Das macht man so bei Beerdigungen.“ Auch Lukas hatte eine schwarze Hose und ein weißes Hemd mit schwarzer Jacke anziehen müssen. Die Sachen kratzten und waren unbequem. Am liebsten hätte er sie auf der Stelle ausgezogen. Aber dann würde Papa schimpfen und Mama würde wieder anfangen zu weinen. Sie weinte viel, seit Opa tot war.

Lukas weinte nicht. Er war stinksauer. Wie konnte Opa sich einfach so aus dem Staub machen? Letzte Woche hatte er Lukas noch versprochen, das kleine Segelboot so bald wie möglich fertig zu bauen, damit sie es bei schönem Wetter auf dem Waldsee schwimmen lassen konnten. Was man verspricht, das muss man halten, dachte Lukas wütend.

„Und wer baut mir jetzt mein Boot?“, hatte er Oma vorwurfsvoll gefragt, als diese am Tag nach Opas Tod traurig bei seinen Eltern saß. Papa hatte ihn angeherrscht: „Sei nicht so unverschämt!“

Immer zorniger warf Lukas die Steinchen auf den Weg. Keiner sagte ihm, warum Opa gestorben war. Keiner erklärte ihm, was nach dem Sterben geschah. „Das verstehst du noch nicht“, war alles, was er zu hören bekam. Die behandeln mich wie ein Baby, dachte Lukas. Dabei bin ich doch schon sieben! Oma kam zur Tür heraus. Sie hatte ganz verweinte Augen, lächelte aber, als sie zu Lukas sagte: „Komm morgen mal bei mir vorbei, ich hab was für dich. Vom Opa.“ Lukas nickte erstaunt.

Am nächsten Tag machte er sich nach der Schule auf den Weg zum Haus seiner Großeltern. Oma ging mit ihm in den Schuppen, in dem Opa immer gewerkelt hatte. Lukas war meistens dabei gewesen. Auf dem Tisch stand das halbfertige Boot, und Lukas musste schlucken, als er es sah. Oma öffnete eine Schublade. „Das habe ich gestern gefunden“, sagte sie und gab ihm einen Briefumschlag. „An meinen Enkel Lukas“, stand darauf. Lukas öffnete das Kuvert. „Kannst du mir den Brief vorlesen, Oma?“, fragte er. „Ich kann das noch nicht so gut.“

Oma räusperte sich und las: „Lieber Lukas, wenn du diesen Brief liest, werde ich nicht mehr am Leben sein. Mein Herz ist schon lange sehr krank, und wahrscheinlich hört es bald auf zu schlagen. Und ohne Herz kann ein Mensch nicht leben. Ich weiß nicht, ob ich es noch schaffe, dein Boot fertig zu bauen. Ich wünsche es mir, aber ich fühle mich sehr schlecht. Meine Kraft lässt nach. Aber du, Lukas, du hast noch ganz viel Kraft, denn dein Leben fängt gerade erst an. Und du hast schon so viel bei mir gelernt. Ich bin sicher, du kannst das Boot alleine weiter bauen. Ja, du schaffst es. Hab nur Mut! Du kannst so oft du willst in den Schuppen kommen, jederzeit. Immer, wenn du hier bist, werde ich bei dir sein. Und wenn du vor dem Boot stehst und überlegst, wie hätte Opa das jetzt gemacht, dann wirst du spüren, dass ich da bin, und dir wird die Lösung einfallen. Wenn du das Boot fertig hast, geh mit ihm zum Waldsee und lass es segeln. Ich werde dabei sein und mich freuen. Mein lieber Lukas, ich wünsche dir ein glückliches, erfülltes Leben – so wie ich eines hatte. In deinem Herzen werde ich immer bei dir sein. Dein Opa.“

Oma liefen die Tränen übers Gesicht, aber Lukas war ganz feierlich zumute. Viel feierlicher als bei der Beerdigung. Er sagte: „Oma, kannst du schon

mal ins Haus gehen? Ich komm bald nach.“ Oma putzte sich die Nase und nickte.

Als Lukas allein im Schuppen war, sagte er leise: „So, Opa. Jetzt fangen wir an. Am nächsten Sonntag soll es nämlich schönes Wetter geben, bis dahin muss das Boot fertig sein.“ Er stand einen Moment still wie in sich versunken. Dann lächelte er und griff zur Werkzeugkiste.

Marion Gay

Nur ein paar Blumen

Schon das dritte Mal griff er in die Hosentasche, um sich zu vergewissern, dass sie noch da waren, die Schlüssel. Was für ein Tag! Die Sonne knallte vom Himmel, kein Lüftchen wehte, und nur unter den Bäumen waren kleine Schatteninseln, durch die er sich vorkämpfte, Insel um Insel, während die Häuser gleichförmig an ihm vorbeizogen, grau und mehrstöckig, eben typische Nachkriegsbauten, schnell hochgezogen, um all die Ausgebombten unterzubringen. Er versuchte sich zu erinnern, wie früher die Bebauung hier ausgesehen hatte. Es wollte ihm nicht einfallen, und noch einmal tastete er nach den Schlüsseln, da waren sie, und vor Haus Nummer 113 löste er sich aus der Schatteninsel, fingerte den Bund aus der Tasche, und mit unbeholtenen Fingern schloss er die Tür auf.

Ob sie viel Post hat? Lange hält er sich damit auf, den Blechkasten im Flur zu öffnen, es ist nicht viel, was er ihr gleich oben neben das Telefon legen wird. Ein paar Rechnungen, Reklame, nichts Persönliches. Doch, eine Postkarte aus Mallorca, es geht ihn nichts an und es interessiert ihn nicht die Bohne, und trotzdem bleibt er im Flur stehen und nimmt erst die Treppe, als er alles gelesen hat. Schöne Grüße, Wetter gut, Essen gut. Ihre Wohnung liegt ganz oben. Das Treppensteigen fällt ihm schwer, und am liebsten würde er umkehren, sei mir nicht böse, aber es war so heiß und du weißt doch, die vielen Stufen, und der Doktor Becker... So ähnlich könnte er es ihr sagen, nächste Woche, wenn sie wieder zurück sein würde, und es wäre schon in Ordnung, ach Gott, die paar Pflanzen, und wenn schon eine vertrocknet, was soll's? Er könnte die Post wieder in den Kasten werfen und nach Hause fahren. Aber er hat es ihr versprochen. Und er hat es sich vorgenommen. Also schließt er die Wohnungstür auf, verharrt einen Moment auf der Schwelle, atmet tief ein und dieses Chaos, diese vollgestopfte Bude, all dieser alte Kram. Von wem sie das bloß hat? Waltraud und er haben nie etwas übrig gehabt für Krempel.

Er legte die Post neben das Telefon, schob vorher die Figürchen beiseite. Zwanziger Jahre, hatte sie ihm erzählt, von einem Trödler in Düsseldorf. Dass sie so weit fuhr wegen so einem Kram, jedes Wochenende stöberte sie auf den Märkten herum, an keinem Sperrmüll konnte sie vorbeifahren. Er blickte auf die alte Schreibmaschine auf dem Biedermeiertischchen, daneben eine Rechenmaschine, an der Wand eine vergilbte Schwarz-Weiß-Fotografie. Diese Stühle mit den eingeschnitzten Gesichtern in der Lehne, Braut- und Bräutigamstühle, hatte sie stolz erklärt, Gründerzeit. Er hatte mit steifem Rücken auf der Kante gesessen. Findest du, dass sie bequem sind?, hatte er vorsichtig gefragt. Damit durfte man ihr nicht kommen, das wusste er wohl, und er riss die Fenster auf, bevor er die gusseiserne Kanne mit Wasser füllte und die Topfblumen goss. Diese alten Sachen, sie atmeten Muff aus, es war, als wollten sie ihn ersticken mit ihrer trotzigem Anwesenheit, was hatten sie in dieser Wohnung verloren? Sie waren beladen mit den Erinnerungen fremder Leute. Leute, die längst tot waren. Er schluckte gegen die trockene Luft an, schloss zögernd die Fenster, stellte die Gießkanne an ihren Platz zurück. Wann hatte es angefangen, dass Susanne sich für dieses Zeug interessierte, dass sie besessen wurde von Plunder? Erst hatte er darüber hinweg gesehen, es ging ihn ja auch nichts an, und so selten, wie Waltraud und er zum Kaffee eingeladen wurden, die paar Male im Jahr. Er hatte es so lange ignorieren können, bis er das schwarze Monstrum in ihrem Schlafzimmer entdeckt hatte, zufällig, als er auf dem Weg zur Toilette an der geöffneten Schlafzimmertür vorbei gekommen war. Er hatte versucht, sich nichts anmerken zu lassen, und sicherheitsshalber hatte er die Tür geschlossen, für den Fall, dass Waltraud noch zur Toilette musste. Er hatte versucht, sich nichts anmerken zu lassen. Erst als sie ihn bat, nach dem Rechten zu sehen, während sie im Urlaub war, natürlich, mein Kind, natürlich, da war ihm die Idee gekommen und er hatte sich nach dem Preis erkundigt, sag mal, dieser Wagen in deinem Schlafzimmer, was

hat der eigentlich gekostet? Ach, du meinst den Zwillingskinderwagen? Sein Herz hatte geklopft.

Nun stand er neben dem Telefon, wenigstens das war neu, und er nahm den Umschlag aus der Jackentasche, das Geld abgezählt und noch einen Schein extra, sie würde so oder so empört sein, ach was, toben würde sie vor Wut. Er platzierte den Umschlag neben dem Telefon, neben den Stapel mit der Post, so dass sie ihn sehen würde, dann stieß er die Tür zum Schlafzimmer auf. Ihr schmales Bett an der Wand, ein bestickter Überwurf darüber, in den Regalen überall Puppen. Die aufgerissenen Augen in den weißen Porzellanfiguren starrten ihn an, aber am schlimmsten die beiden Babypuppen, die sich in diesem schwarzen Ungetüm gegenüber saßen. Mit spitzen Fingern nahm er die beiden und schob sie zu den anderen ins Regal, das war gar nicht einfach, es war ja kaum Platz, und als er glaubte, beide gut untergebracht zu haben, stürzte das eine Baby vom Brett und krachte auf den Boden. Einen Augenblick lang stand er einfach nur da, unfähig sich zu rühren, dann bückte er sich, fast schon angeekelt hob er das Püppchen auf. Dieser beigefarbene Strampelanzug, das runde Gesichtchen mit den erschrockenen Augen, das halbgeöffnete Mündchen, so als wollte es gleich losschreien, das Köpfchen, so glatt, ohne ein einziges Haar.

Man hatte ihn mit einem Käppchen beerdigt, mit einem Käppchen, und Waltraud und er hatten nicht gewagt, es ihm abzunehmen, und keiner von den Ärzten hatte auch nur ein Wort darüber verloren, warum dieses Käppchen. Er weinte, als er die Puppe nun sicher im Regal verstaut hatte, sich ein bisschen schwankend im Zimmer drehte und den Kinderwagen beäugte. Dieses sperrige

Ding, es ließ sich nicht zusammenklappen, natürlich nicht, es stammte aus einer Zeit, als man noch kein Auto hatte, ein unpraktisches schweres Ding, ausgerechnet seine Tochter musste es aufstößern, dieses Monster, und er packte es und zerrte es auf den Flur, aus der Wohnung, vergiss nicht abzuschließen, er trug es die Treppe hinunter, auf die Straße, und warum hatte er bloß so weit weg geparkt, und als er um die erste Hausecke bog, spürte er, wie sein Körper bebte, alles bebte, der Boden unter ihm, die Schatten, alles.

Dieser kleine Junge mit seinen winzigen Händen und Füßen, noch winziger als seine Schwester, die fast eine Stunde eher geboren war, eine Stunde, in der weder die Hebamme noch der Arzt gemerkt hatten, dass da noch jemand war, in Waltrauds Bauch. Als sie ihn entdeckten, war es schon fast zu spät. Aber er wollte leben, dieser kleine Junge, und ein ganzes Jahr lang kämpfte er in der Klinik, ein langes Jahr, in dem Waltraud und er kaum Kraft hatten, sich um Susanne zu kümmern, das lebhaftes Baby, das ständig Nahrung und Aufmerksamkeit forderte, während sie doch in Gedanken immer bei dem Jungen waren, jede freie Minute in der Klinik verbrachten, zusehen mussten, wie er kämpfte und doch verlor.

Er stopfte den Kinderwagen ins Auto, fuhr gleich durch zur Deponie, zwanzig Euro, hier bitte, und er schleuderte das Monstrum in den Container, weit weg, und hoffte, dass es niemand mehr herausholen würde.

Bei Susanne war alles in Ordnung, würde er später zu Waltraud sagen. Alles in Ordnung. Sind ja nur die paar Blumen.

Manfred Klinkebiel

zu dir

zu dir kind gehe ich
morgens
über beete und steine
kreuz und quer
die schmalen wege
zum grab
zu dir

schwere hitze mittags
zu fuß durch die Stadt
das friedhofstor schon weit
offen für schmerz
erinnerungen
dann totenstille
bei dir

schwerer regen abends
mit dem auto übers land
zurück
durch die wenigen jahre
die blieben
auf dem weg
zu dir

schwere träume
nachts
über den reißenden fluss
zum dunklen tor des todes weit
offen in gedanken
schon dort
ich will zu dir

schwerer himmel
wieder morgens
mit dem fahrrad unterwegs
zum Horizont will ich fahren
zum ende kommen
ins weite blau
über mir

zu dir kind komme ich
immer
über beete und steine
zu fuß übers land
die widrigen wege
zum grab
wieder bei dir

Tabea Petersen

Schattenschwester, Spiegelkind

Ich schaue in den Spiegel, doch das Gesicht, das mir aus dem matt schimmernden Rund entgegen blickt, ist nicht mein eigenes. Nicht ganz. Es sieht meinem ähnlich, ja, nur hübscher: Die Augen ein wenig größer, die Wangen ein wenig röter, die Lippen ein wenig mehr geschwungen. Und dann die Haare: ihre Haare sind lockig und fast schwarz. Meine sind einfach nur braun. Ich heiße Ida und werde bald vierzehn, Ida, drei Buchstaben. Ganz einfach. Das Mädchen im Spiegel ist meine Schwester Helene. Meine Schattenschwester. Sie ist zwölf, nur anderthalb Jahre jünger als ich. Besser gesagt, sie wäre zwölf. Sie ist mit fünf Jahren gestorben.

Es war ein Auto auf einem Parkplatz, und dann meine Schwester, die sich von meiner Hand losriss und lief. Ich wollte sie festhalten, hätte sie festhalten müssen, doch es ging nicht. Helene war so stark. So voller Leben und absolut furchtlos. Auch jetzt war keine Angst in ihrem Blick, als das Heck des rückwärts rollenden Autos mit einem dumpfen, harten Schlag auf ihren Körper traf und sie zu Boden schleuderte. Zuerst dachte ich, der Schrei käme von ihr. Es dauerte eine Weile bis mir klar wurde, dass ich es war, die schrie. Ich und Mutti. Wir rannten beide los. Als wir bei Helene ankamen, war sie schon dabei sich aufzurappeln, in ihren großen blauen Augen lag nichts weiter als Erstaunen und eine winzige Spur Verwirrung über das, was geschehen war. Angst hatten wir anderen. Die blonde Frau, die am Steuer des Autos gesessen hatte, war ausgestiegen. Stand nun wie erstarrt da, die Hand auf den Mund gepresst, und murmelte: „Oh Gott, oh mein Gott.“ Mutti kniete neben Helene, half ihr auf die Beine und redete mit vor Furcht ganz schriller Stimme auf sie ein: „Schatz, kannst du aufstehen? Kannst du laufen? Tut dir etwas weh?“ Helenes Blick war noch immer voller Verwunderung darüber, die Erwachsenen derart ängstlich zu sehen. „Mir geht's gut“, sagte sie und lächelte. Helenes Lächeln hatte schon immer etwas Magisches. Es war ein Zauber, wie glitzernder Feenstaub und

funkelnde Sternchen. Auch jetzt entspannte ihr Lächeln sofort die Situation. Sie schien den Zusammenstoß tatsächlich völlig unbeschadet überstanden zu haben. Die blonde Frau steckte unserer Mutter einen Zettel zu, ein paar zitterrige blaue Linien auf zerknittertem gelbem Papier. „Hier, mein Name und meine Telefonnummer. Falls doch irgendwas ... Sie gehen zum Arzt, nicht war? Sicherheitshalber?“ Mutti nickte, dann gingen wir.

„Sieht aus, als hätte unsere kleine Prinzessin noch mal Glück gehabt“, sagte der Doktor, fuhr Helene mit der Hand über den dunklen Haarschopf und schenkte ihr einen roten Luftballon. Eine Überweisung zur Kinderstation schrieb er aber trotzdem. Sicherheitshalber.

Begann ich da schon etwas zu ahnen? Ich weiß es nicht. Der Gedanke, dass Helene ins Krankenhaus sollte, gefiel mir jedenfalls ganz und gar nicht. Seit sie geboren wurde, waren wir nicht eine Nacht getrennt gewesen. Helene selbst war vor allem beleidigt. So beleidigt, dass sie auf dem Weg zum Krankenhaus nicht ein Wort sprach. In der Vorhalle kaufte Mutti zum Trost eine Tüte Gummibärchen am Automaten. Ich kann noch alles ganz genau vor mir sehen: Helene, deren kleines Gesicht aufleuchtete, als sie die Tüte aufriss. Meine Eltern, die einander erleichtert ansahen. Ich selbst steckte vorsichtig die Hand in die knisternde Tüte, die Helene mir hinhielt, und nahm mir ein paar rote Bärchen. Die mochte ich damals am liebsten. Dann reichte ich Helene ihren Lieblingst Teddy, den sie voller Zorn quer durchs Zimmer geschleudert hatte, als Mutti zu Hause die Tasche fürs Krankenhaus packte. Ich hatte ihn aufgelesen und mitgenommen. Dankbar strahlte Helene mich an. Verschwand kurz darauf an der Hand einer Krankenschwester.

Als ich sie das nächste Mal sah, lag sie regungslos in einem Metallgitterbettchen, winzig wie eine Puppe, umgeben von Schläuchen und blinkenden

Apparaten. Der Anruf aus dem Krankenhaus hatte uns mitten in der Nacht geweckt. Ich war bereits ins Auto gekrochen, bevor Vati den Hörer aufgelegt hatte, versuchte mich auf dem Rücksitz unsichtbar zu machen aus Angst, dass sie mich sonst vielleicht zurücklassen würden. Tatsächlich bemerkten sie mich erst in dem Moment, als Vati rückwärts aus der Einfahrt fuhr. Während der Oberarzt halblaut auf meine Eltern einredete, kniff ich die Augen zusammen und versuchte, aus dem Alptraum aufzuwachen, zu Hause in unserem Zimmer, mit Helenes ruhigen Atemzügen im Bett neben mir. Doch nichts passierte, und so konzentrierte ich mich auf das einzig Vertraute in dieser kalten, weißen Welt: Den zottigen Kopf des Teddybären, der neben Helene unter der Bettdecke hervorlugte. Selbst das Gesicht meiner Schwester wirkte jetzt fremd, blass und leblos. Dann, plötzlich, begannen die Apparate zu piepen, ein schrilles, scharfes Geräusch, das den gesamten Raum auszufüllen schien. Das Zimmer verschwamm vor meinen Augen, ich presste die Hände auf die Ohren, um das furchtbare Geräusch nicht mehr hören zu müssen. Ich erinnere mich, dass Vati reglos dastand wie versteinert. Dass Mut-

ti den Arzt zur Seite stieß und sich über die bleiche Gestalt in dem Bettchen warf.

Dann erinnere ich mich lange Zeit an nichts mehr. Irgendwann, Tage oder vielleicht Wochen später, sah ich den zerknitterten gelben Zettel auf dem Boden in unserem Hausflur liegen. Er musste aus Muttis Jackentasche gefallen sein. Ich hob ihn auf. Nahm mir vor, die blonde Frau anzurufen, ihr zu sagen, dass alles gut war und dass sie sich keine Sorgen zu machen brauchte. Sie hatte so nett ausgesehen. Ein paar Mal schlich ich heimlich zum Telefon, hielt den Hörer in der Hand, starrte auf die mit unsicherer Hand geschriebene Zahlenfolge, aber ich konnte mich nicht dazu überwinden anzurufen. Irgendwann riss ich den Zettel in kleine Schnipsel und warf ihn fort. Nein, die Frau traf keine Schuld. Ich war schuld, ich hatte Helene nicht festgehalten. Und doch, in gewisser Weise habe ich sie festgehalten. Halte sie noch immer fest, denn ein Teil von ihr ist stets bei mir. Darum ist sie meine Schattenschwester. Darum sehe ich ihr Gesicht, wenn ich in den Spiegel schaue.

Elena Raulf

Dein Gesicht

Von deinen vielen Gesichtern
ist mir eines besonders
in Erinnerung geblieben,
das fremdeste.

Das fremdeste war das
tote; als ich dich
nicht mehr
in deinen Zügen fand.

Erst da erkannte ich,
dass du
unsterblich
bist.

Sonja Viola Senghaus

An Klaus

III.

Ungebeten kam er wurde dein Begleiter
Unbemerkt nistete er sich ein in dir
Unverstellt – doch Freund kann er dir nicht werden

IV.

Das Winterkleid wiegt
schwer auf müder Haut
schwächt die Füße
zerbricht den Rücken
bemäntelt die Augen

Hinter der Herzwand
schlägst du Alarm

VII.

Dich wissend
unter dem Schatten
einer Buche
Der Nachtvogel
singt sein Lied:
Ombra mai fu

Christiane Sprinz

Sina-Sophie

Sophie, du bist meine große Liebe! Oder muss ich sagen: du warst meine große Liebe? Bist du gestorben, obwohl du nicht tot bist? Bist du tot und doch noch nicht gestorben? Unruhig gehe ich in dem kleinen Raum auf und ab: Intensivstation, Universitätsklinikum. Das Piepsen der Geräte erfüllt den Raum. Auf den Monitoren zucken grüne Linien: dein Herzschlag, deine Atmung, die Sättigung des Bluts mit Sauerstoff – alles wird registriert. Nur eine Linie bleibt flach.

Du liegst da auf dem Bett. Regelmäßig hebt sich dein Brustkorb, die Maschine erledigt das Atmen für dich. Dein Gesicht ist bleich, deine Hände und Füße sind fast schon wächsern zu nennen. Eine Infusion tropft langsam in deine Armvene. Proteine, Glukose, Fett, Mineralstoffe, Spurenelemente – alles, was man so zum Leben braucht. Du brauchst es nicht mehr, denn du bist tot. Aber in dir lebt unser Baby. Und darum musst du auch noch leben, etwas wenigstens. Die Ärzte haben mir versichert, du würdest nichts mehr spüren. Aber sie könnten das Baby retten. Wir haben uns so auf das Kind gefreut. Weißt du noch, als wir die Kinderwagen angeschaut haben? Den grünen wolltest du haben. Auch das Kinderzimmer wolltest du grün streichen. Grün ist die Hoffnung, hast du immer gesagt.

Hoffnung – was ist Hoffnung? Da war dieser betrunkene Autofahrer, der die Fußgängerin nicht beachtete, die bei Grün über die Straße ging. Damit starb die Hoffnung, damit starbst du.

Aber das Baby in dir lebt. Die Ärzte sagen, sie schaffen es. Die moderne Medizin kann das, ein Baby im Bauch einer Toten heranwachsen lassen, bis es lebensfähig ist. Meine Einwilligung wollten sie überhaupt nicht. Sie meinten, es sei unterlassene Hilfeleistung, wenn sie es nicht versuchten. Es ist übrigens ein Mädchen, haben sie gesagt.

Wir wollten es erst bei der Geburt wissen. Nun weiß ich es, und du wirst es nie erfahren. Wolltest du nicht immer eine kleine Sina haben? Ich glaube, ich nenne sie Sina-Sophie. Sina-Sophie Winter. Ich soll meine Hände auf deinen Bauch legen, sagen die Ärzte, damit das Baby mich spürt. Ich habe Angst, dich zu berühren. Aber ich tue es doch. Dein Bauch ist überraschend warm. Ich spüre, wie Sina-Sophie sich bewegt. „Hallo, meine Kleine. Wir schaffen das schon.“

„Guten Tag, Dr. Winter. Das ist aber schön, dass Sie nach Ihrem kleinen Mädchen sehen.“ Schwester Renate schiebt einen Wagen mit Medikamenten in das Zimmer. Sie wirft einen prüfenden Blick auf einen der Monitore. „Es geht ihr gut.“ Geschäftig tauscht sie den Infusionsbeutel aus, zieht eine Spritze auf und injiziert die klare Flüssigkeit durch ein kleines Ventil direkt in deine Vene. „Was geben Sie ihr?“, frage ich. „Das sind Hormone. Ihre Frau kann keine mehr bilden, weil ihr Gehirn nicht mehr funktioniert. Und ohne Hormone würde das Baby nicht mehr wachsen.“ Ich schaue sie zweifelnd an. „Kann man wirklich den gesamten Stoffwechsel meiner Frau über Infusionen, Spritzen und Medikamente regeln?“ „Der Herr Professor ist eine Koryphäe auf diesem Gebiet. Ihr Baby ist in besten Händen.“ Schwester Renates Stimme ist sanft und voller Zuversicht. „Wenn Sie noch ein Weilchen bleiben, können Sie ihn gerne selber fragen. Er kommt gegen fünf zur Visite.“ Leise klappern die Medizinfläschchen, als sie den Wagen wieder zur Tür schiebt. „Sie sind dann doch noch da, oder?“

Ja, ich bin dann noch da. Zu vieles geht mir durch den Kopf. Fragen, auf die ich keine Antworten habe. Ich bin Physiker. Ein nüchtern denkender Mensch. Meine Welt sind die Elektronen, die sich auf vorhersehbaren Bahnen bewegen, die ich schneller oder langsamer machen kann, aber immer werden sie von mir gesteuert. Was steuert mich hier? Wo ist die vorhersehbare Bahn? Meine

Sophie, sie ist tot. Wir werden das Baby nicht gemeinsam wachsen sehen. Ich werde mit dem Baby alleine sein. Kann ich das? Schaffe ich das? Was ist mit meinen Forschungsergebnissen? Nächsten Monat ist der Vortrag auf dem Kongress. Kollegen aus aller Welt erwarten, dass ich fundierte Ergebnisse präsentiere. Ich schaffe das nicht. Ich will das nicht.

Panisch laufe ich zur Tür. Draußen atme ich die frische Frühlingsluft tief ein. Hyazinthen in den Beeten verströmen einen süßlichen Geruch. Gedanken wirbeln in meinem Kopf umher. Was passiert mit dem Baby? Stimmt es, dass es keinen Schaden nimmt, wenn es im Bauch einer Toten heranwächst? Wird es gesund sein? Wie kann eine Tote ein Kind gebären? Das Baby wird viel zu früh kommen, es muss in den Brutkasten. Wer soll es wärmen, wer soll es stillen? Was passiert später? Ich muss arbeiten, Geld verdienen. Wird meine Mutter es nehmen wollen? Oder eine Tagesmutter? Nein, kommt nicht in Frage. Wenn meine Tochter die nächste Zeit übersteht, dann kann ich sie doch nicht zu einer fremden Frau geben.

Ich schaue auf die Uhr – gleich fünf. Der Professor. Ich eile zurück ins Krankenzimmer. Dort steht er, prüft die Geräte, liest die Laborbefunde, nickt zufrieden. „Sieht alles gut aus, Herr Winter“, sagt er. „Ich bin sicher, dass wir das Kind noch eine Weile im Mutterleib halten können. Mindestens zwei Wochen, dann sollte es lebensfähig sein. Sie sind doch einverstanden?“ Einverstanden? Nein oder doch ja? Ich weiß es nicht. „Ich muss Sie et-

was fragen“, bricht es aus mir heraus. „Wie wirkt es sich auf das Baby aus, diese Art der Schwangerschaft?“ Ich stocke, muss mich räuspern. „Was macht das mit einem Baby, wenn es die Maschinen lauter hört als den Herzschlag seiner Mutter? Was geschieht mit der Psyche dieses kleinen Würmchens?“ Verzweifelt stoße ich den letzten Satz hervor. „Das ist eine interessante Frage.“ Der Professor nimmt seine Brille ab und sieht mich lange an. „Eine sehr interessante Frage.“ „Eine interessante Frage?“ Ich schnappe nach Luft. „Mehr nicht? Sie missbrauchen meine Frau als eine Art Gebärmachine? Wollen Sie an meinem Kind erforschen, wie es ist, in einer Toten weiterzuleben?“ Seelenwund schreie ich auf, Tränen stürzen in meine Augen. „Hier liegt die Frau, die ich liebe, und sie ist tot und darf doch keine Ruhe finden?“ „Herr Winter, beruhigen Sie sich.“ Die sonore Stimme des Arztes durchdringt den Schleier meines Schmerzes. „Ich weiß um Ihre Trauer, aber ich versuche, Ihr Kind zu retten. Ihr Kind! Und was die psychologischen Fragen anbelangt, so werde ich meinen Kollegen aus der Psychiatrie, Professor Peters, bitten, mit Ihnen zu sprechen. Er ...“

Ein lautes Geräusch unterbricht seine Rede. Der Wehenschreiber schlägt an. „Oh Gott! Das ist ja viel zu früh!“ Ich werde vom Bett weggedrängt. Hektisch hantiert der Arzt mit den Spritzen, die Schwester Renate ihm reicht. Sina-Sophies Herzschlag kritzelt wilde Linien auf den Monitor. Dann wird die grüne Linie glatt, ganz ruhig.

Es ist vorbei.

Michael Starcke

pfingstsonntag

der flieder vorm haus
und weiße pfingstrosen,
von denen jemand
schwärmt am telefon.
da ist eine todesnachricht,
von der wir sprechen müssen,
um uns zu trösten
mit erinnerungen,
auf die gefahr hin,
von gestirnen zu erfahren,
die wir nicht kennen,
einmal sahen wir,
dass der stein
von einem grab entfernt worden war
ohne eigenes zutun.
einmal sahen wir,
dass das grab leer war,
ohne es uns erklären zu können
mit einem harten, kleinen lachen
von ratlosigkeit und trauer,
ganz zu schweigen
vom schmerz,
in dem alles licht
nur noch eine vergessene liebkosung
ist mit behaarten armen.

pfingstsonntag,
an dem ein geplanter ausflug entfällt,
an dem wir uns verlassen vorkommen,
vernachlässigte
komische gestalten,
liebesunglückliche
verlorene damen und herren,
hören wir vogelstimmen
auf einer vielbefahrenen straße,
hören wir gespräche
wie das klopfen an eine ferne tür,
ist die sprachfertigkeit des verstehens
ein lautloses sich-wundern,
wie vom himmel gefallen
ohne tödliche folgen.

Gehen lassen

Die Küche ist der einzige Raum der Wohnung, in den der Tod noch nicht gedrungen ist. Staub liegt auf allem, und die Sonnenblume auf der Fensterbank hat sich von Dana weggedreht, aber hier drin kennt die Trauer noch Grenzen. Wie um diese Festung aufrecht zu erhalten, verneint Dana trotzig alles, was hier drin tot ist, indem sie es aus ihrem Blickfeld schafft. So wie den Aschenbecher, der auf dem Kühlschrank stehen muss, seit Ben im Schlafzimmer stirbt. Sie hat die Küche gewählt, um nachzudenken. Durch den langen Flur ist sie weitest möglich vom Schlafzimmer entfernt. Wenn Ben nach ihr rief, würde sie es hören, aber er ruft nie. Er glaubt, er kann das allein durchstehen, das Sterben. Eine Träne tropft auf die schokoladenbraune Tischplatte. Dana wischt sie schnell weg. Die Wanduhr tickt hämisch und erzählt von der Zukunft ohne Ben, die kommen wird, zweifellos, möglicherweise schon heute. Tick Tack Tick Tack.

Heute morgen um sieben hat er sie gefragt. Nach einer durchwachten, morphiumvernebelten Nacht. Draußen hat es die Tränen geregnet, die sie sich verboten hat, in seiner Gegenwart zu weinen. Seine Stimme war brüchig wie Herbstlaub, seine Augen trüb wie der Tümpel hinter dem Haus, über dem jetzt, wenn sie aus dem Fenster starrt, weißer Dunst schwebt wie eine Erscheinung. Ihre Hände zittern noch immer, haben eigentlich nie aufgehört, seit er ihr die Frage gestellt hat, die sie nicht einmal zu denken wagte, bis er sie aussprach. Jetzt schwirren Antworten in ihrem Kopf herum. Lästige, wispernde Stimmen, die flüstern: Du kannst es beenden. Ja, sie kann es. Sie könnte es. Was für eine widerliche Art der Macht. Sie lässt den Blick fahrig durch die Küche schweifen, um sich abzulenken und die Stimmen zum Schweigen zu bringen. Das Urlaubsfoto hängt noch an der Wand, den Rahmen hat sie eingeschlagen, in einem Anfall blinder Wut auf das Leben und den Tod. Dieser Urlaub war vor der Dia-

gnose, aber nicht vor dem Krebs. Vielleicht hätte sie nicht an dieses trügerische Glück glauben sollen, doch sie hat es getan, und jetzt sticht dieses Bild ihr entgegen, ein Lehrstück blanker Ironie.

Sie hat heute Morgen einen langen Spaziergang gemacht, um sich die Frage durch den Kopf gehen zu lassen, dem Undenkbaren eine Chance zu geben. Wie Nadelstiche hat sie die Regentropfen auf der Haut gespürt. Sie ist durch den alten Park gelaufen. Im Winter ein verwünschter Ort voller Gestalten im Nebel, ein Versteck für Verliebte, und sie hat sich vorgenommen, nie wieder zu lieben, wenn Ben erst weg ist.

Noch eine Träne auf dem schokobraunen Tisch. Sie soll es mit ihrem Insulin tun, das hat er gesagt. Seine Stimme war ruhig, fast zu ruhig, fast schon tot. Sie soll ihm eine Überdosis spritzen. Er klingt nicht wirr, als er das von ihr verlangt hat. Als wäre es nur eine Kleinigkeit, einmal zustechen und fertig, als wäre es nichts weiter, das Leben eines Menschen zu beenden.

Über dem Tümpel schweben gespenstische Formationen, als sie ans Fenster tritt und in den Winter starrt. Laub, halb verwittert, umgibt die Wasseroberfläche und bietet einen passenden Rahmen für das Nebelschauspiel. Ben sieht nicht mehr aus dem Fenster. Er ist wie die Menschen, die Verreisende nie zum Bahnhof begleiten, um sich den Abschiedsschmerz zu ersparen. Dana ist anders. Sie ist die, die an den Gleisen steht und hinterher winkt, bis die Rücklichter im Nirgendwo verschwinden. So ein Mensch ist sie, und jetzt soll sie zur Mörderin werden. Wie widersinnig es wäre, es zu tun. Wie egoistisch, es nicht zu tun. Sieh den Tatsachen ins Auge, sagt sie sich und lehnt die Stirn gegen das eiskalte Fenster. Gesteh dir ein, dass er nicht mehr bleiben will. Dass er gehen will, seiner freien Entscheidung nach, solange er noch entscheiden kann. So war Ben immer, ein Mann, der Entscheidungen trifft, und sie war das Mädchen, das ihm gefolgt ist, nur

zu gern und überall hin. Nie hat sie erwachsen sein müssen, weil er es für sie war. Nie hat sie entscheiden müssen. Sie muss an seine eingefallenen Wangen denken und die Knochen, die sich überall abzeichnen. Sie hat es nie gemocht, von Menschen zu sagen, sie seien nur noch ein Schatten ihrer selbst, weil das so endgültig klingt. Heute weiß sie: Es ist endgültig. Das Laub im Garten ist endgültig tot, der Sommer endgültig vorbei und Ben ein Sterbender, Tag für Tag mehr.

Ihre Stirn hinterlässt einen beschlagenen Abdruck auf der Scheibe, aber nur für Sekunden. Die Träne auf dem Tisch ist getrocknet. Das Insulin sieht sie von seinem Platz auf dem Kühlschrank, gleich neben dem Aschenbecher, fragend an. Es ist bereit. Ihre zitternden Hände sind es. Sie ist es nicht. In manchen Nächten spürt sie, wie er lautlos weint, wenn die Schmerzen zu schlimm werden, um Schlaf zu finden. Diese Nächte mehren sich. Sie möchte ihn dann packen und schütteln und fragen, warum er aufgehört hat zu kämpfen. Als sei es nur eine Frage des Willens und der Entschlossenheit, als sei er schuld und als könne er etwas ändern. Manchmal hofft sie, dass er schon weiß, was er tut und dass er sich wieder aufrafft, die Krankheit besiegt, wenn sie nicht damit rechnet. Aber sie weiß, dass das ein Wunschtraum ist, eine Utopie.

Sie gießt die Sonnenblume, aber die Sonnenblume hasst sie, seit sie nicht mehr fröhlich ist und

nicht mehr mit ihr spricht. Vielleicht sollte sie es mit dem Aschenbecher versuchen, aber der steht neben dem Insulin, und sie hat Angst vor dem Fläschchen, als beinhalte es den Tod. Tut es ja auch, flüstert eine der Stimmen in ihrem Kopf. Was ist, zittern deine Hände so, weil sie wissen, wozu sie fähig sind?

Dana schüttelt hektisch den Kopf und entfernt sich vom Kühlschrank. Nein, sie ist nicht fähig dazu. Vielleicht liebt sie ihn zu sehr, um es zu tun, auch wenn er behaupten wird, dass sie es nicht tut, weil sie ihn nicht genug liebt. Sie wird es ihm erklären. Sie verlässt die Küche und betritt den kalten Flur. Die Schlafzimmertür ist nur angelehnt. Kein Laut dringt nach außen. Sie friert. Schlingt die Arme um den Oberkörper. Sein Geruch schlägt ihr entgegen, ein Schauer läuft ihr über den Rücken. Bald wird es hier nicht mehr nach ihm riechen. Sie schluckt die neuen Tränen runter und öffnet die Schlafzimmertür ganz. Ben liegt im Bett. Seine Augen sind geschlossen. Sie tritt näher und erstarrt. Sein Brustkorb hebt sich nicht. Senkt sich nicht. Sie sinkt auf die Knie. Schluchzt, dass sie seinen Wunsch nicht erfüllen kann und hofft vergeblich auf eine Antwort. Bald schon wird es hier nicht mehr nach ihm riechen. Ihre Hände hören auf zu zittern, als sie sie vors Gesicht schlägt.

Inken Weiland

Die Heimkehr

Als Notburga heimkehrt, ist sie austerapiert. So hat der Arzt im Spital es ausgedrückt, ja, und so wird es auch sein. Notburga überlegt eine Weile, dann fasst sie sich ein Herz und ruft ihren Bruder an. Der Bruder lebt noch hoch oben im Tal – dort, wo auch Notburga aufgewachsen ist, wo die Eltern und Großeltern gelebt haben und gestorben sind. Der Bruder führt noch den Hof, nur als Nebenerwerb, aber er führt ihn. Der Bruder hört Notburgas Anliegen, ihre leise Bitte. „Ja, freilich“, sagt er. „Freilich kommst du zu uns.“ Der Neffe räumt ihr altes Zimmer, das mit dem Balkon und dem Blick über das Tal. Notburga kehrt heim.

Kräftig ist sie nicht mehr, nein. Aber sie macht Spaziergänge und geht der Schwägerin in der Küche zur Hand. Das kann sie noch. Wenn der Bruder ins Tal fährt, ins Dorf, dann nimmt er Notburga mit. Und während er seine Besorgungen macht, sitzt Notburga neben dem Brunnen auf der Bank und beobachtet die Menschen. Sie führt das eine oder andere Gespräch mit alten Bekannten. Und wenn der Bruder auf die Alm fährt, mit dem rostigen Alματο, dann fährt Notburga mit. Und während der Bruder Zäune kontrolliert und nach dem Vieh sieht, sitzt Notburga auf der Wiese am Bach und denkt an früher. An die Zeiten, zu denen die Großmutter sie mit auf die Alm nahm. Was hat sie nicht alles gelernt von der alten Frau! Über das Vieh, über den Haushalt, über die Welt. Und Gottvertrauen. Ja, das Gottvertrauen der Großmutter, das war wohl das Wertvollste, was sie Notburga mitgegeben hat. „In meinem Herrgott habe ich gelebt, in meinem Herrgott werde ich einmal sterben“, pflegte die Großmutter zu sagen. Notburga betrachtet die Blumen, die bunten, und denkt an die Großmutter.

Später wird Notburga schwächer. Schon kurze Spaziergänge werden anstrengend. Dennoch zwingt sich Notburga jeden Morgen, einen Gang über den Hof zu machen. Sie sieht in den Hühnerstall, nach

dem Garten, umrundet den Stall, sieht nach den Kühen auf der Weide. Eine Weile bleibt sie vor dem Kreuzifix stehen und spricht ein stilles Gebet. Danach muss sie sich erst einmal ausruhen. Sie sitzt auf der Bank vor dem Haus, und wenn jemand vorbeikommt, wechselt sie ein paar Worte mit ihm. Notburgas Kräfte lassen weiter nach. Eines Tages schafft sie es nicht mehr aufzustehen. Die Beine tragen sie nicht mehr. Nun kommt jeden Morgen und jeden Abend die Gemeindegeschwester. Der Bruder rückt Notburgas Bett an das Fenster, so, dass sie die Berge sehen kann. Wenn nun Gäste kommen, tun sie es, um Abschied zu nehmen, das spürt Notburga. Einmal, als die Gemeindegeschwester sie wäscht und dazu aufsetzt, sieht Notburga ihr eigenes, eingefallenes Gesicht im Spiegel. Sie erschreckt und schlägt die Hände vor die Augen.

Am nächsten Tag deckt der Bruder den Spiegel ab. Und Notburga wendet jeden Morgen den Blick den Bergen zu. Aber Notburga hat einen Traum. „Einmal noch auf die Alm“, seufzt sie. Da trägt der Bruder sie noch einmal in das rostige Alματο. Er fährt hinauf auf die Alm, ganz langsam, damit Notburga nicht so durchgeschüttelt wird. Auf der Alm stellt er das Auto auf der Wiese ab. Und Notburga sitzt im Auto, auf dem Beifahrersitz, festgehalten durch den Sicherheitsgurt, sich mühsam aufrecht haltend. Aber sie blickt sich aufmerksam um. Dort hinten am Bach hat sie mit der Großmutter gegessen. Die Blumen blühen in voller Pracht, hier ein Türkenbund, dort die kleinen Kohlröschen. Notburga

saugt den Anblick in sich ein, und auch den Duft, ja, die würzige Luft. Es ist Notburgas letzter Ausflug, ihre Kräfte schwinden mehr und mehr. Aber jeden Morgen gilt ihr erster Blick den Bergen, ja.

Bis sie eines Morgens auf der Alm erwacht. Sie wacht auf und ist auf der Alm. Die Blumen blühen, hier der Türkenbund, dort die Kohlröschen. Da hinten aber sprudelt der Bach. Am Bach sitzt die Großmutter, inmitten einiger anderer Menschen, und winkt Notburga. Und Notburga läuft auf kräftigen Beinen über die Wiese, auf die Großmutter zu. Notburga kehrt heim.

Brief an den Tod

Seit Monaten hältst du mich mit deinen Klauen fest. Oft bist du grausam, zeigst mir deine grässliche Fratze und bohrst mir deine spitzen Zähne ins Fleisch. Es kommt zuweilen vor, dass du mich behutsam berührst, so sacht, dass ich Gefahr laufe zu hoffen, bis du mich barsch an deine Hartnäckigkeit erinnerst.

Als ich erfahren habe, dass du mich in absehbarer Zeit heimsuchen würdest, fühlte ich mich wie gelähmt und verlor den Boden unter den Füßen. Stundenlang lief ich durch die Stadt, rauchte eine Zigarette nach der anderen, zitterte am ganzen Körper. Ich beachtete mein Handy nicht, auf dem Sabine, meine Frau, die Kinder – ach, ich brauche sie dir nicht vorzustellen – besorgt anriefen. Ich war unfähig, ein Wort heraus zu bekommen, wusste nicht, ob ich jemals wieder sprechen wollte, und als ich mich gegen das Geländer lehnte und ins Tal sah, schien die Lösung einfach und nah. Ich konnte mir nicht vorstellen, dir noch länger ins Antlitz zu blicken, dich präsent zu wissen, ohne den Mut zu verlieren. Es war klirrend kalt, der Wind peitschte um meine Ohren und wuschte unter meine Kleider, Menschen gingen vorbei, Autos hupten, ein Flugzeug zog weit über meinen Kopf hinweg. „Nimm mich mit in die Unendlichkeit“, dachte ich.

Eines jeden Dasein geht vorbei, und es kann passieren, dass du uns ohne Ankündigung zerdrückst, ohne uns die Gelegenheit zu geben, adieu zu sagen, ohne letzten Blick und begleitenden Händedruck. Wir hören von einem tödlichen Unfall, lesen Anzeigen in der Zeitung und sind bestürzt, weil wir den Toten kannten oder mit seinen Kindern zur Schule gingen. Wir erschrecken, wenn ein junger Mensch stirbt, wenn wir von einer langen Leidensgeschichte hören und nehmen uns dann vor, nicht mehr zu rauchen, weniger zu trinken, uns nicht mehr über Belanglosigkeiten aufzu-

regen und jeden Tag zu genießen, als sei es der letzte. Nur, was ist belanglos und was nicht? Wäre Leben ohne Emotionen, ohne Stress und dessen Abbau in gemütlichen Abendstunden schön? Gäbe es Freude ohne Trauer, Mut ohne Verzweiflung, Eifer ohne Misslingen? Könnten wir genießen und würden wir ansatzweise auf unsere Gesundheit achten, wenn es keine Angst gäbe, keine Endlichkeit? Wären wir imstande, unseren Partner zu würdigen, ohne schlechte Erfahrungen gemacht, ohne Hass gespürt, ohne Aggressionen abbekommen zu haben?

Nun liege ich hier und siehe dahin. In manchen Stunden krümme ich mich vor Schmerz und wiege meinen innerlich zerfressenen Schädel hin und her, bis mir eine Pflegerin die nächste Prise verabreicht.

Es gibt Tage, an denen ich bereue, damals nicht gesprungen zu sein. Ich bejahe meinen Entschluss, wenn Sabine an meinem Bett sitzt und die Kleinen am Tisch ihre Schulaufgaben erledigen. Sabine hat mir erklärt, dass ihr jeder Tag etwas bedeutet, den sie mit mir erleben kann. „Noch“ hätte sie hinzufügen müssen, aber sie wählt ihre Worte mit Bedacht und kämpft mit den Tränen. Wahrscheinlich war dies früher anders, was ich ihr nicht übel nehme. Ich verstehe sie, so wie ich meine Empfindungen der Vergangenheit verstehe, mir verziehen habe, dass ich manchmal ungerecht war. Ich schmiedete Pläne, hatte vor, die Welt zu bereisen, mit der Frau, mit der ich mein Leben verbringen wollte, die ich, nach einer Reihe unglücklicher Liebschaften, für die Richtige hielt und unverändert halte, die mir bei schönen Erlebnissen und bei Streitgesprächen versicherte, alt und grau mit mir werden zu wollen. Ich freute mich auf die Entwicklung der Kinder und darauf, sie in schwierigen Zeiten begleiten zu dürfen und ihnen in jeder Lebenslage Unterstützung zu bieten. Allein, ich erzähle zu viel vom Leben, dabei ist Sterben angesagt, und alles wird ins Nichts zerfließen.

Ich habe Angst. Nicht mehr vor dir, eher vor dem, was nach dir kommt. Früher war ich der Überzeugung, allein sterben zu wollen, so wie ich in meinem ganzen Leben allein meine Trauerphasen durchlebt habe. Die Menschen hier im Hospiz haben mich eines Besseren belehrt. Mit ihnen zu reden gibt mir Kraft, sie vermitteln mir den Eindruck, sich in meine Lage versetzen zu können, zu wissen, was in mir vorgeht, ohne abzustreiten, dass es für sie nicht leichter wird zu gehen. Neulich habe ich Martina gefragt, ob sie ihrem Partner von ihren Patienten erzählt, ob ich manchmal in ihren Gedanken auftauche, wenn sie zu Hause ist. Sie hat mir keine Antwort gegeben, hat sich umgedreht, sich entschuldigt und das Zimmer verlassen.

Ich habe mich schon oft gefragt, ob Sabines Situation schlimmer ist als meine und wie die Kinder zu recht kommen werden. Es sei jetzt immer wieder schön, mich zu sehen, sagt Sabine – es kommt also vor, dass sie sich unglücklich ausdrückt und mein zeitnahes Ende in ihren Worten mitschwingt. Meine Empfindlichkeit diesbezüglich erinnert mich an unsere zahlreichen Diskussionen über den Tod, zu Zeiten, in denen ich noch gesund war und mich, laut Sabine, nicht ausreichend mit der menschlichen Begrenztheit auseinandersetze.

Was ich Sabine hoch anrechnen ist die Tatsache, dass sie mir nichts vormacht. Sie verzichtet darauf, mein Aussehen zu kommentieren und an guten Tagen über eine Besserung meines Zustandes zu mutmaßen. Genauso wenig erteile ich ihr Ratschläge für die Zeit nach mir, weil ich ihr, in Bezug auf die Kinder, bedingungslos vertraue. Ebenfalls ist es unnötig, ihr einen Freibrief für eine neue Liebe zu geben. Sie weiß, dass ich es ihr gönne, selbst wenn die Vorstellung jetzt weh tut.

Ich bereue, in meinem Leben einiges getan und anderes unterlassen zu haben. Nichtsdestotrotz bin ich zufrieden, wie ich es gestaltet habe. Schwer erträglich ist allerdings, dass ich mich von meinem Traum verabschieden musste, einen Roman zu veröffentlichen. Nichts hat mir je eine derart tiefe Genugtuung gegeben als das Schreiben. Es hätte mir ermöglicht, einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen, den Generationen nach mir etwas zu schenken. In gewisser Weise hätte es mich unsterblich gemacht, dass ich es nicht bin, gibst du mir nachdrücklich zu erkennen.

Es ist eng geworden in deinen Fängen. Der Priester hat eben mit mir gebetet und mir Zuversicht geschenkt, dass nicht alles vorbei ist, wenn ich tot bin. Dazu fällt mir ein, von einem Gewichtsverlust von 21 Gramm zum Zeitpunkt des Todes und dem möglichen Entweichen der Seele gelesen zu haben. Ich spüre, dass sich mein Leben zu Ende neigt. Ich habe nun weniger Angst, mit dir zu gehen, nur nachdenken würde ich gerne noch eine Weile, alles ein letztes Mal Revue passieren lassen und mich in Ruhe von meiner Familie verabschieden. Wieso hast du es jetzt so eilig?

Vor meinen Augen das nasse Gesicht meiner Frau, eine Hand auf meiner Wange, kleine Finger streicheln meinen Arm. Das Zimmer ist dunkel, Nebel trübt meine Sicht, es wird schwarz, bis eine wohlige Wärme meinen Körper ergreift. Zuerst gelbliches, dann weißes, grelles Licht. Ich spüre meine Beine nicht mehr, meine Brust schläft ein, Schluchzen, eine letzte Zuckung. Ich schwebe.

Oskar Ansell

Geboren 1950 in Celle/Niedersachsen. Lebt als freier Schriftsteller in Berlin-Pankow.

Veröffentlichungen:

Gedichtbände (Auswahl):

„Disparates“, Stuttgart, 1984.

„Entsicherte Zeit“, Hannover/Lüneburg, 1988.

„Mit Händen und Füßen“, Hannover, 1997

„Gruß an Korf“, Bergen (Holland), 2009.

Nachdichtungen:

„Charles Baudelaire, Spleen“

(aus dem Französischen), Hannover, 1995.

„Ales Rasanau – Hannoversche Punktierungen“
(aus dem Weißrussischen), Hannover, 2002.

„Bekim Morina – Etwas Besseres als den Tod“
(aus dem Albanischen), Hannover, 2006.

Herausgaben (Auswahl):

„...leichthin über Leben und Tod. Ein Programm deutscher Lyrik“ (mit Georg Eyring), Zürich, 1998.

„Zweigeist – Karl Emil Franzos. Ein Lesebuch von Oskar Ansell“, Potsdam, 2005.

Lyrik in Zeitschriften und Anthologien (Auswahl):

in: „Meine deutschen Gedichte“,
hrsg. von Hartmut von Hentig, 1999.

in: „Berlin ist ein Gedicht“,
hrsg. von Peter Geißler, Frankfurt a.M., 2001.

in: „Signum. Blätter für Literatur und Kritik“,
8. Jahrgang, Heft 1, Dresden, 2007.

in: „die horen“,
Heft 226, Hannover/Bremerhaven, 2007.

in: „Liederlich! Die lüsterne Lyrik der Deutschen“,
hrsg. von Steffen Jacobs, Berlin, 2008.

in: „Seit ein Gespräch wir sind“, Bordenau, 2009.
in: „Poesiealbum neu“, Leipzig, 2007–2009.

Renate Axt

Lebt und arbeitet als freie Autorin und Herausgeberin in Darmstadt/Hessen. War zuvor als Journalistin für Funk und Tageszeitung tätig.

Veröffentlichungen (Auswahl):

Gedichte:

„Panderma“, 1960.

„365 Tage“, 1971.

„Ohne Angst“, 1981.

„Jede Sekunde leben“, 1984.

„Lichtpunkte“, 1986.

„Nur im Flug aufwärts“, 2000.

Prosa:

„Und wenn du weinst, hört man es nicht“, 1987.

Dramen (meist für Kinder):

„Schneekönigin“, Uraufführung (UA):
Darmstadt, 1970.

„Wir suchen Manitou“, UA: Münster, 1974.

„Kasper, pass auf“, (Musical), UA: Münster 1977.

„Max und Moritz“, UA: Bad Gandersheim, 1983.

„Till Eulenspiegel“, UA: Bad Gandersheim, 1985.

„Der Träume Wirklichkeit“, UA: Münster, 1987.

„Das tapfere Schneiderlein“, UA:
Bad Gandersheim, 1988.

„Der kleine Muck“, UA: Baden-Baden, 1992.

Auszeichnungen, Ehrungen (Auswahl):

Münchner Literaturpreis (1981).

Stadtschreiberin von Otterndorf (1988).

Stipendium Künstlerhof Schreyahn.

Auszeichnung des Landes Niedersachsen
(1995/96).

Stipendium Stuttgarter Schriftstellerhaus (2002).
Künstlerwohnung Soltau (2002).

Mitgliedschaften:

P.E.N.-Zentrum Deutschland.

Europäische Autorenvereinigung Die Kogge.

Autorenkreis Plesse.

Peter Baumhauer

Geboren 1931 in Schwäbisch Gmünd. Studium der Katholischen Theologie sowie Studium der Germanistik und Anglistik. Lehrtätigkeit an einem Gymnasium in Kirchheim/Teck, bis 1994 Dozent am Pädagogischen Fachinstitut und Fachseminar in Kirchheim/Teck.

Veröffentlichungen:

„Der Prophet. Dichtung für Sprechstimme und Orgelimprovisationen“, 1973.

„Versöhnung. Bilder zu Passion und Ostern“, (mit Josef Anselm Graf Adelman und Siegfried Köder), 1982.

„Spur eines Wortes“, (Gedichte), 1985.

„Am Ufer des Zeitlands“, (Gedichte), 1985.

„Schatten von weither. Gedichte, Bilder, Meditationen“, Tübingen, 1996.

Zwei Gedichte in: „Gott im Gedicht. Eine Anthologie von 1945 bis heute“, Tübingen, 2007.

„Babels Türme – Zertrümmert“, (Gedichte), 2008.

Anne Bendig

Geboren 1952 in einem Moordorf. Lebt als Lyrikerin und Malerin im Landkreis Rotenburg/Wümme. Verheiratet, drei Kinder.

Veröffentlichungen:

Gedichte:

in: Bremer Weser-Kurier, 2006 und 2007.

in: „Das neue Gedicht“

der Frankfurter Bibliothek, (Anthologie), 2007.

in: „Werke XI“ der Bibliothek deutschsprachiger Gedichte, (Anthologie), 2008.

Diverse Ausstellungen von Aquarell-Bildern und Gedicht-Bild-Collagen, seit 2004.

Esian Delia

Geboren am 15. Januar 1971 in Apată (Kronstadt)/Rumänien. Studium der Germanistik und Rumänistik in Iasi sowie in Konstanz und Dresden. Arbeitet als Assistentin am Lehrstuhl für Germanistik der Jassyer Universität in Rumänien.

Veröffentlichungen:

Wissenschaftliche Beiträge (Auswahl):

„Erzählstrategien in Max Frisch Roman >Mein Name sei Gantenbein<“, in: Zeitschrift der Germanisten Rumäniens. Heft 1–2, Bukarest, 1997.

„Das Frauenbild in Alfred Anderschs Romanen“, in: Analele Stiintifice ale Universitatii „Al. I. Cuza“ din Iasi. Sectia Literatura, 1997–1998.

„Grenzen und Möglichkeiten der Sprache bei Helmut Heissenbüttel“, in: Zeitschrift der Germanisten Rumäniens. Heft 1–2, Bukarest, 2001.

„Erinnerung und Identität in >Malina<“, in: Zeitschrift der Germanisten Rumäniens. Heft 1–2, Bukarest, 2002/2003.

„Wo das Wort aufhört, beginnt die Musik. Zu Ingeborg Bachmanns Freundschaft und künstlerischer Zusammenarbeit mit Hans Werner Henze“, in: Transcarpathica. Germanistisches Jahrbuch 3–4. Bukarest, 2004–2005.

„>Im Spiegel wird Sonntag sein<. Der literarische Dialog zwischen Ingeborg Bachmann und Paul Celan“, in: Kronstädter Beiträge zur Germanistischen Forschung. Band XI, Kronstadt, 2009.

Übersetzung:

Kühn, Manfred: „Kant. Eine Biographie“, Iasi, 2009 (aus dem Deutschen ins Rumänische, in Zusammenarbeit mit Cornelia Esianu).

Rita Falkenstein

Geboren 1964 in Lampertheim/Südhessen. Lebt mit Mann und Tochter in Eltville am Rhein.

Arbeitete viele Jahre als Bürokauffrau und begann erst nach der Geburt ihrer Tochter mit dem Schreiben.

Veröffentlichung:

„Lavendel“, (Kurzgeschichte), in: „Von einigen, die ausogen das Gruseln zu lehren“, (Anthologie), 2009.

Marion Gay

Geboren am 22. April 1968 in Hamm/Westfalen.
Freie Autorin.

Veröffentlichungen:

„Drei Sonnen über Münster. Ein Täufer-Roman“,
Münster, 2009.
„Türen zur Fantasie. Kreatives Schreiben im Un-
terricht“, 2008.
„Schimmelplantagen“,
(Erzählungen), Münster, 2005.
„Münsterland. Sagen von Burgen und Schlössern“,
Kassel, 2005.
„Unheimliche Sagen aus dem Münsterland“,
Kassel, 2004.
„Die schönsten Sagen aus dem Münsterland“,
Kassel, 2002.

Kurzprosa und Lyrik in verschiedenen Magazinen:
Muschelhaufen, Zeichen & Wunder, Konzepte,
Am Erker, Wandler, ndl, dreischneuss, macondo
u.a.

Herausgabe:

„Mittwoch, 18 Uhr 45. Ein Kursbuch“, (Texte von
Teilnehmern des Kurses „Kreatives Schreiben“,
Volkshochschule Beckum).

Übersetzung:

„Dame Wiggins und ihre sieben wunderbaren
Katzen“, (aus dem Englischen), Berlin, 2009.

Auszeichnungen:

Preis beim Wettbewerb „MoveYourself“ der
Literaturzeitschrift „Am Erker“, Münster, 2001.
1. Preis bei der 5. Münsteraner Literaturmeister-
schaft, 2002.
3. Preis beim Literaturwettbewerb der Universität
Münster, 2007.
Preis beim Buchjournal-Literaturwettbewerb,
2009.

Christiane Geiser

Geboren am 19. Oktober 1949 in Essen. Studium
der Germanistik, Geschichte und Philosophie in
Bochum und Zürich. Lehrtätigkeit an Gymnasien
auf Spiekeroog und in Zürich (Schweiz). Psycho-
therapeutische Ausbildung. Arbeitet heute als
Psychotherapeutin.
Fachpublikationen und Vortragstätigkeit. Verhei-
ratet, Mutter einer erwachsenen Tochter.

Manfred Klinkebiel

(Künstlername: JOPAPA)

Geboren 1954 in Bad Zwischenahn/Niedersachsen. Studium der Kirchenmusik sowie der Komposition und des Dirigierens. Hochschultätigkeit in Hildesheim und freiberufliche Musikpraxis in Unterricht, Kompositionen, Konzerten, Bildpräsentationen. Lehrauftrag für Orgel, Klavier und Leitung des Hochschulchores an der Universität Oldenburg, zugleich freiberufliche künstlerische Arbeit.

Veröffentlichungen:

„JOPAPA: Dokument und Utopie“,
(Gedichte und Kurzprosa), Vechta, 2006.

„JOPAPA: Anlässe“
(Aufsätze und Reden), Vechta, 2009.

Auszeichnungen:

1. Preis beim Kompositionswettbewerb „Otto-Ditscher-Preis“, Ludwigshafen, 2006.
3. Preis beim Kompositionswettbewerb der Stadt Siegburg, 2007.

Ilsa Knoll

Geboren in Königsberg/Ostpreußen, aufgewachsen in Niederbayern. War einige Jahre als Krankenschwester tätig. Studium der Textilkunst, Ausbildung als Lehrerin. Dozentin und Seminarleiterin mit dem Schwerpunkt Textilgestaltung in der Lehrerausbildung. Lebt heute als „Wortflechterin und Holzschneiderin“ in Bad Waldsee.

Veröffentlichungen:

Anthologien:

„Ich gebe meiner Trauer Atem“.

„Wurzeln und Flügel“.

„Glück, ein verirrter Moment“.

„Traumpfade und Zeitinseln“.

„Anthologie – Buchwelt“.

„Bruchstücke voller Leben“, (Kurzgeschichten).

„Märchen sind Frauen. Begegnungen mit Frauen“.

„Ravenschnavel 1+2“

(mit der Textwerkstatt in Ravensburg).

„Rot. Weiß. Schwarz.“ (Projekte mit der Künstlerinnengruppe 05 in Ravensburg).

Herausgabe der didaktischen Unterrichtsreihe

„Textiles Gestalten“, Hannover.

Spiralbücher:

Weihnachtsbuch/Märchen danach/

Naturmärchen/Gedichte/Kurzgeschichten.

Kinderbücher:

„Das Geheimnis der Buchstabensuppe“.

„2 x Ferien und zurück“.

Ausstellungen als Mitglied der Künstlerinnengruppe „Spur 09“ sowie Einzelausstellungen.

Margret Küllmar

Geboren 1950, aufgewachsen auf einem Bauernhof in Nordhessen. Ausbildung in der Hauswirtschaft. Arbeitet als Lehrerin an einer Berufsschule. Verheiratet.

Veröffentlichungen:

„Für den kleinen Hunger zwischendurch“,
(Lyrik), Goldbach.

Kurzgeschichten und Lyrik in rund
25 Anthologien, seit 2005.

Tabea Petersen

Geboren 1979 in Sachsen-Anhalt. Siedelte nach dem Abitur nach Dänemark über. Ausbildung zur Kultur- und Sprachmittlerin. Arbeitete als Fremdsprachendozentin und Fachübersetzerin. Lebt mit ihrem Mann und drei Kindern in Graasten nahe der dänisch-deutschen Grenze.

Elena Raulf

Geboren 1965 in Hamburg. Studium der Politikwissenschaften in München und Hamburg. Drehbuchautorin/freie Autorin. Zwei Kinder.

Veröffentlichungen:

- „Georg und die bärtige Frau“, (Roman), 2002.
- „El Cielo Pálido – Der bleiche Himmel“, (Roman), 2005.
- „Das süße Nichts“, (Roman), 2007.
- „Träumen von Beslan“, (Hörspiel), 2008.
- „Die Erstürmung des Lichts“, (Gedichte), 2009.

Sonja Viola Senghaus

Geboren 1948 in Hockenheim. Lyrikerin.

Veröffentlichungen:

- „Licht-Flügel-Schatten“, (Lyrikband mit Bildern von Dorette Polnauer), 2002.
- „Freiräume“, Gedichte und Grafiken, (Eigenverlag), 2000.

Weitere Veröffentlichungen in diversen Anthologien und Literaturzeitschriften.

Aktivitäten:

- Lesungen/Wort-Bild-Klang-Performances.
- Gründung der Projektgruppe „TonArtLyrik“.
- Leitung von Schreib- und Textwerkstätten (z. Zt. Schreibwerkstatt in der JVA Bruchsal).

Mitgliedschaften:

- Schriftstellerverband in Ver.di, Baden-Württemberg.
- VS-Regio-Gruppe Rhein-Neckar-Kreis, Heidelberg.
- Literarischer Verein der Pfalz-Sektion Speyer.
- Literaturoffensive e.V. Heidelberg.
- GEDOK Heidelberg e.V.

Christiane Sprinz

Geboren 1952 in Bielefeld. Studium der Lebensmitteltechnologie. Arbeitet als freiberufliche Übersetzerin für lebensmittelwissenschaftliche Themen.

Veröffentlichungen:

„Schulfreunde“ / „Das Glockenspiel“ / „Der schönste Tag“, (Kurzgeschichten), in: „Wortmälzer – Die Knochen der Salzsau“, 2007.

„Reihe 7, Platz 8“ / „Die Männer in Saal 4“ (gemeinsam mit Martha Gose), (Kurzgeschichten), in: „Wortmälzer – Reihe 7, Platz 8“, Lüneburg, 2008.

Mitglied der Lüneburger Schreibgruppe „Wortmälzer“.

Michael Starcke

Geboren 1949 in Erfurt. Arbeitet in einer Apotheke. Lebt in Bochum.

Veröffentlichungen:

„dem himmel ins blaue herz“, (Gedichte), Bochum, 2006.

„schöne erinnerung“, (Gedichte), Stolzalpe, 2008.

Beiträge in Anthologien und Zeitschriften.

Sarah-Magdalena Wedler und Nadine d'Arachart

Geboren am 1. April 1986
bzw. am 25. Oktober 1985.

Sozialwissenschaftliche Studien an der Ruhr-Universität Bochum. Leben beide in Hattingen/Nordrheinwestfalen.

Veröffentlichungen:

„Die Fremde“, (Kurzgeschichte), in:
„Zwischenmenschliches“, (Anthologie, im Rahmen des Melke Schneider-Literaturpreises), 2009.

Drehbücher und Verfilmungen:

„Die Ruhrtalbahn“, (Dokumentation), 2007.
„Sick“, 2006.
„The Hereafter“, 2005.
„Unsuspected Game“, 2005.
„Candy“, 2004.

Auszeichnungen:

1. Platz Jurypreis, Hattinger Förderpreis, 2009.
2. Platz beim Green Me Drehbuchwettbewerb im Rahmen der Berlinale, 2009.
3. Platz beim Aachener Drehbuchpreis, 2008.

Inken Weiland

Geboren 1968 in Wuppertal.

Veröffentlichungen:

Vorlesebücher für Kinder:

„Wann wird denn endlich Weihnachten“, Lahr, 2006 (als Hörbuch 2007).
„Wird morgen wieder ein schöner Tag?“, Lahr, 2007.
„Ein Advent kommt selten allein“, Lahr, 2007.
„Wer hat eigentlich den Heiligabend erfunden?“, Lahr, 2008.
„Für Weihnachten ist niemand zu klein“, Lahr, 2009.

Jugendkrimis:

„Jenny und der Schrei im Dunkeln“, Witten, 2007.
„Jenny – ein Dieb auf leisen Pfoten“, Witten 2008.

Für Erwachsene:

„Bettis Advent. Ein humorvolles Adventsbuch für Erwachsene“, Witten, 2008.

Kurzgeschichten:

„Der Geburtstagsengel“, Lahr 2008.
„Reiner Zufall. Engelgeschichten“, Lahr, 2009.
„Auch heute kommt ein Weihnachtseengel“, Lahr, 2009.

Veröffentlichung mehrerer Kurzgeschichten in Anthologien und Hörbüchern.

Raoul Zimmer

Geboren am 7. September 1972 in Luxemburg. Studium der Germanistik, Psychologie und Philosophie in Luxemburg und Trier. Seit 1995 im öffentlichen Dienst tätig, seit 2005 Beamter im Gesundheitsministerium in Luxemburg. Von 2006 bis 2009 Studium der Belletristik an der Hamburger Akademie für Fernstudien.

Veröffentlichungen:

„Noch“, in: Bibliothek deutschsprachiger Gedichte. Ausgewählte Werke VIII, München, 2005.

„Des Lebens Elixier“, in: Bibliothek deutschsprachiger Gedichte. Ausgewählte Werke IX, München, 2006.

„An manchen Tagen“, in: Bibliothek deutschsprachiger Gedichte. Ausgewählte Werke X, München, 2007.

„Es gab die Zeit“, in: Bibliothek deutschsprachiger Gedichte. Ausgewählte Werke XI, München, 2008.

- Nr. 1 Literatur in der Erwachsenenbildung
- Nr. 9/10 Ökologie lernen
- Nr. 12/13 Ehe und Familie
- Nr. 14/15 Altenbildung
- Nr. 17/18 Frauenbildung
- Nr. 23 Mutter-Kind-Gruppen
- Nr. 25/26 Feministische Frauenbildung
- Nr. 27 Offene Erwachsenenbildung
in katholischer Trägerschaft
- Nr. 28/29 Religiöser Tanz
- Nr. 31/32 Gotteskrise?
- Nr. 33/34 Dokumentation 25 Jahre
Diözesanbildungswerk
- Nr. 37 Älter werden – Leben gestalten
- Nr. 38/39 In Beziehungen leben –
Familie zwischen Chaos und Utopie
- Nr. 40/41 Den Rollenwandel begleiten
- Nr. 42/43 Im Übergang dazwischen
- Nr. 44/45 Schattenfrauen und Lichtgestalten –
Eine Arbeitshilfe
- Nr. 46/47 Heilen
- Nr. 48/49 Glaubenssache. Zum Abschied von
Wolfgang Wieland

- Nr. S 20 Jahre Bildungswerk (Sondernummer)
- Nr. S Handbuch Qualitätsentwicklung
(Sondernummer)



Katholische Erwachsenenbildung
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.
Jahnstraße 30
70597 Stuttgart
Telefon: 0711/97 91-211
E-Mail: keb@bo.drs.de